

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

A photograph of Matthias Kleiner, the President of the Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). He is an older man with glasses and a mustache, wearing a light blue striped shirt and a dark tie with yellow stripes. He is sitting in a black chair and smiling, with his right hand resting on his chest.

»Wir müssen das Abenteuer Forschung vermitteln«

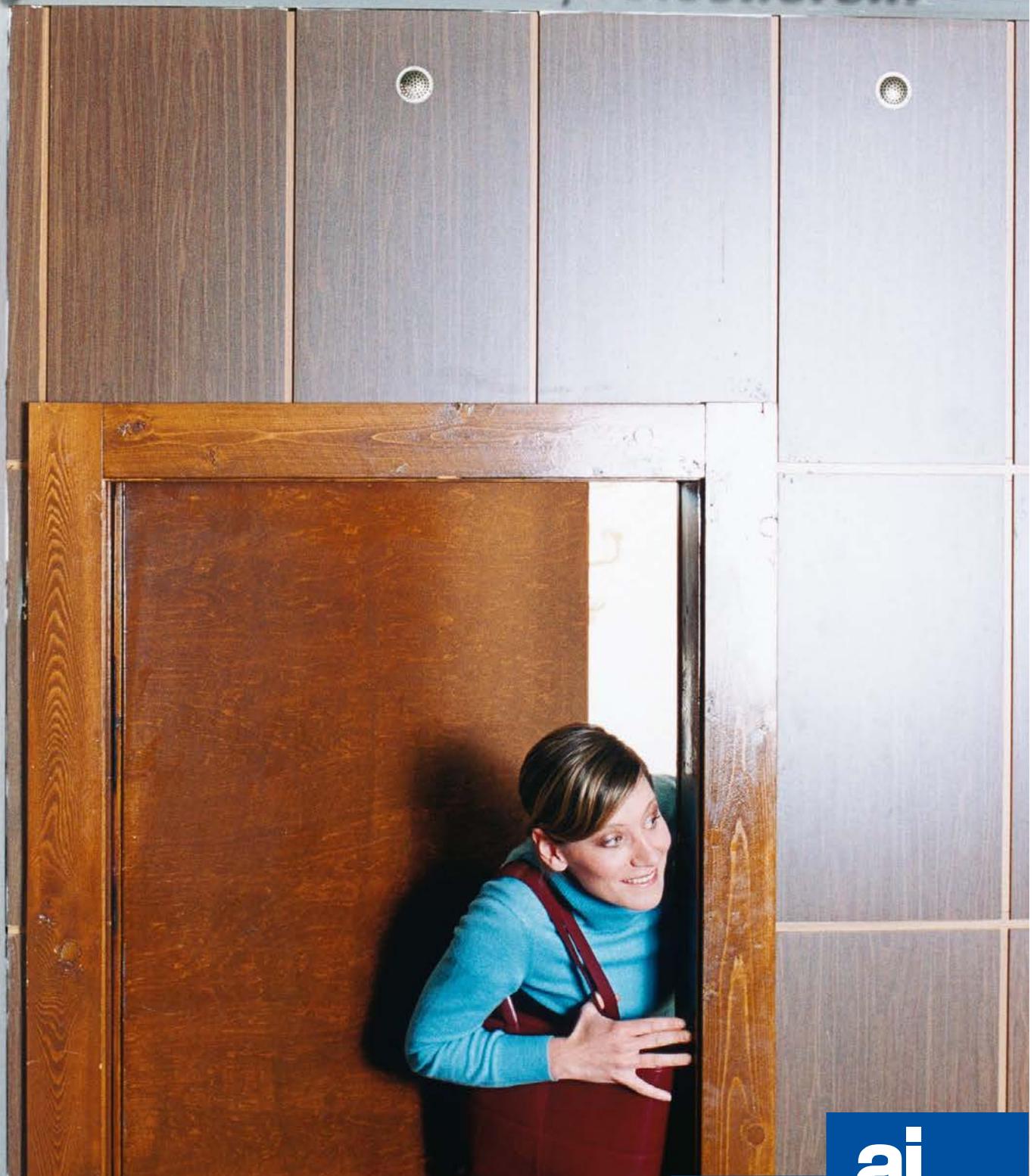
Was DFG-Präsident Matthias Kleiner für die Studierenden tun will - und was nicht → Seite 10

HAVARD Vorzeige-Uni in der Krise → 14

TREND Die Renner in deutschen MenseN → 22

DIE NAHBARE Marion Schick im Porträt → 30

Ich kann einfach nicht pünktlich sein.
Aber ICH KANN mit Eilaktionen
gegen die Todesstrafe protestieren.



du kannst.

*Petra Urban, Account Managerin, engagiert sich für ai. Sie können es auch. www.amnesty.de
Spendenkonto 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, Bankleitzahl 370 205 00*

ai

amnesty international

FÜR DIE MENSCHENRECHTE

VORHANG AUF!

Zum Campus gehören drei Bühnen: Forschung, Lehre, Leben. Die Bühne Leben bespielen die Studentenwerke: zeitgemäß, innovativ, zum Wohle der Studierenden und der Hochschulangehörigen, wie Sie auch diesem DSW-Journal entnehmen können.

Dieses Mal betrachten wir auch die Bühne Forschung. Die Studierenden sind der künftige Forschernachwuchs. Wir fragten den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Matthias Kleiner: Nehmen Sie eigentlich die zwei Millionen Studierenden wahr? Was kann, was will die DFG für sie tun? Seine Antworten auf_S. 10

Die Finanzkrise wirkt bis in den Hochschulbereich. Während hierzulande Hochschulen erstmalig – streng nach Keynes – von einem Konjunkturprogramm profitieren, stößt anderswo der neoliberale, merkantile Bildungsfinanzierungsansatz an seine Grenzen. Die amerikanischen Top-Unis sind in der Krise, auch das berühmte Harvard. Die USA holen sich die besten Studierenden weltweit ins Land, können aber ihrer eigenen Mittelklasse das Studium nicht mehr finanzieren. Selbst Barack Obama stotterte noch bis 2004 die Schulden für sein Harvard-Studium ab. Die Finanzkrise verschärft die Situation dramatisch. Ein kritischer Augenschein aus Cambridge von taz-Redakteur Christian Füller_S. 14

Aber auch bei uns gibt es bedürftige Studierende. Für sie bieten Freitische seit Langem ein kostenloses Mittagessen. Frank van Bebber hat im Studierendenwerk Mainz festgestellt: Diese Hilfe ist weit mehr als ein geschenktes Essen. Seine Reportage_S. 16

Alle fordern, die rund 250 000 ausländischen Studierenden in Deutschland besser zu integrieren. Was tun – wer tut's? Das Studentenwerk Schleswig-Holstein geht mit einer beispielhaften Initiative voran, mit BaSIS, »Beratung und Service für Internationale Studierende«_S. 20

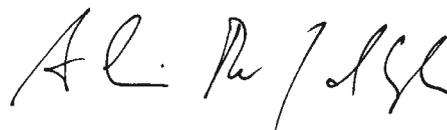
Was essen Studierende? Trendy Obst und Gemüse? Wirkliche Renner beim Mensa-Essen an Deutschlands Hochschulen sind Pommes, Pasta und Paniertes. Und wer sitzt eigentlich zwischen Hörsaal und Hausarbeit in der Mensa, und was wird sonst noch gegessen? Aus der Praxis_S. 22

Holger Stromberg, Koch der deutschen Fußballnationalmannschaft, hat auch schon einmal in einer Studentenwerks-Mensa gekocht – und war beeindruckt: Mit wenig Geld nahrhaftes und

leckeres Essen auf den Teller zu zaubern, das haben die Studentenwerke drauf_S. 26

Für Tanjev Schultz, Redakteur bei der Süddeutschen Zeitung, ist die ehemalige Präsidentin der Hochschule München, Marion Schick, eine »Ausnahme in der akademischen Funktionärszene«. Weil sie direkt ist, willensstark und unkompliziert. Sein Porträt einer »Nahbaren«_S. 30.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.
Ihr



Achim Meyer auf der Heyde

Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

»Noch bis 2004 musste Barack Obama die Schulden für sein Harvard-Studium abstottern«



Interview_Der Förderer

Reportage_Hilfe in der Not



10



16

■ CAMPUS

6_Kurznachrichten

schnell, knapp & informativ

6_Zahlenwerk

Der europäische Durchschnittsstudent

8_Glosse

... auf dass man sich fände

9_Eine Frage...

an die bildungspolitischen Experten aus den Bundestagsfraktionen

■ POLITIK

10_ »Wir nehmen die Studierenden ernst«

Interview mit DFG-Präsident Matthias Kleiner

14_Nothelfer Staat

Die amerikanische Mittelklasse kann sich ein Studium nicht mehr leisten

■ PRAXIS

16_Mehr als ein geschenktes Essen

Freitische für bedürftige Studierende

20_Eine gute BaSIS

Serie: Die Zukunft beginnt! Studentenwerk Schleswig-Holstein

22_Wer isst was?

Renner auf der Mensa-Speisekarte

26_Champions League

Tipps vom Koch der Fußball-Nationalmannschaft

Praxis_Wer isst was?

Porträt_Marion Schick



22



30

Heft 1
März 2009

■ PROFILE

30_Die Nahbare

Marion Schick im Porträt

■ PERSPEKTIVE

34_Aus für Studienkollegs

Die Hochschulen müssten Ausländer auf ein Studium vorbereiten. Kaum eine tut es

■ COMMUNITY

36_Aus den Studentenwerken

36_Personalia

Neu an der Spitze

37_DSW-Kurzporträt

Elke Zühlke

37_Medien

■ STANDARDS

3_Editorial

4_Inhalt

37_Impressum

38_Standpunkt

INHALT

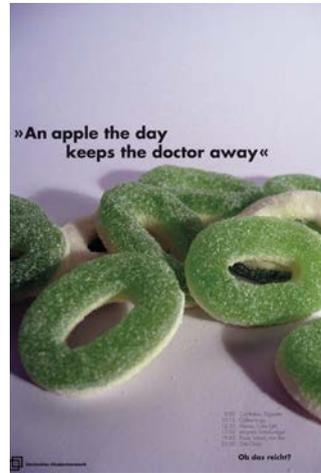
First Lady der Student Services



Soziologie-Studium in Princeton, Promotion der juristischen Fakultät in Harvard: Diese Stationen von Michelle Obamas beeindruckender Karriere sind bekannt. Weniger bekannt ist: Die neue „First Lady“ kennt auch die Studentenwerks-Arbeit. Wie die Zeitschrift „Brigitte“ und andere Medien berichten, war die Anwältin seit Anfang der 1990er Jahre Mitglied der Leitung des Studentenwerks der University of Chicago. Mehrere Jahre war sie als

Dekanin für die „Student Services“ der Universität verantwortlich. Sie schärfte besonders das bürgerschaftliche Profil der Hochschule, intensivierte die Beziehungen zur Stadt Chicago und gründete das „University Community Service Center“. *sg* → ucsc.uchicago.edu

Fit durchs Studium!



Wie kommt man »fit durchs Studium«? Reicht es, sich körperlich fit zu halten? Ist es die geistige Nahrung, die einen fit hält? Welche Rolle spielt eine gesunde, ausgewogene Ernährung, welche das Wohnumfeld? Viele Fragen – viele plakative Antworten der Design-Studierenden waren das Ergebnis des 22. Plakatwettbewerbs des Deutschen Studentenwerks. Die besten 30 Plakate sind gerade on Tour

durch die Republik. Ab dem 16. März 2009 sind die kreativen Entwürfe der Studierenden im Studentenwerk Thüringen zu sehen. Bis zum März 2010 folgen die Orte Magdeburg, Freiburg, Würzburg, Bonn, Saarland, Frankfurt am Main, Gießen und Essen-Duisburg. *ml*

Die Route im Überblick unter

→ www.studentenwerke.de/pdf/wanderausstellung.pdf

ZAHLENWERK

Der europäische Durchschnittsstudent

Das **Durchschnittsalter** der Studierenden in Europa liegt zwischen 21 und 27 Jahren. Mit 24,6 Jahren sind die Studierenden in Deutschland im Vergleich keineswegs sonderlich alt. Auch die durchschnittliche Studiendauer in Deutschland fällt mit 5,6 Jahren nicht aus dem europäischen Rahmen.

Der **Frauenanteil** unter den Studierenden ist nur in der Türkei und Slowenien noch niedriger als in Deutschland (48 Prozent), am höchsten ist er in Lettland (66 Prozent) und Schweden (65 Prozent). Lediglich 5 Prozent der Studierenden kommen in Deutschland über nicht-traditionelle Wege, zum Beispiel eine Berufsausbildung, an die Hochschule; Spitzenwerte erreicht Schweden mit 36 Prozent.

Studierende aus Arbeiterfamilien kommen in Deutschland nur äußerst selten an die Hochschulen. Deutschland liegt mit seiner hohen sozialen Selektivität im letzten Drittel.

Deutsche Studierende haben mit 750 Euro relativ hohe monatliche Einnahmen, nur England/Wales, Schweden und die Schweiz liegen darüber.



Die **Studienfinanzierung** geschieht in Deutschland zu 58 Prozent durch Eltern, zu 28 Prozent durch eigene Erwerbstätigkeit, und zu 14 Prozent durch den Staat (Schweden 63 Prozent Staat, 24 Prozent Erwerbstätigkeit und 13 Prozent Eltern). In Deutschland sind 65 Prozent aller Studierenden erwerbstätig (oberes Drittel).

Im Bereich **Auslandsaufenthalte** liegt Deutschland mit 17 Prozent aller Studierenden an zweiter Stelle hinter Norwegen (19 Prozent). 8 Prozent haben ihr komplettes Studium im Ausland absolviert. Mobilität bleibt aber abhängig vom sozio-ökonomischen Hintergrund, das größte Hindernis auf dem Weg ins Ausland sind finanzielle Gründe (57 Prozent), gefolgt von unzureichender Unterstützung durch die Hochschule (48 Prozent).

Die **Umsetzung der zweistufigen Studienstrukturreform** in Bachelor- und Masterstudiengänge ist in Österreich, Slowenien und Deutschland am wenigsten fortgeschritten, am weitesten in der Türkei, in Portugal und den Niederlanden. *se*

Quelle: EUROSTUDENT III, Social and Economic Conditions of Student Life in Europe. Synopsis of Indicators, September 2008. www.eurostudent.eu

Hochschulrektorenkonferenz: Der Neue

Personalrochade in der Geschäftsstelle der Hochschulrektorenkonferenz (HRK): Der promovierte Wirtschaftsingenieur Thomas Kathöfer (52) wird neuer Generalsekretär. Er löst am 1. Juli 2009 den derzeit kommissarisch tätigen Joachim D. Weber in dem Amt ab. Kathöfer, in Gütersloh geboren, wechselte 1977 zum Studium an die TU Berlin, wo er eine wissenschaftliche Laufbahn einschlug. Seit 2002 leitete er das Präsidialamt der TU Berlin. In der hochschulpolitischen Szene ist man gespannt auf den Neuen, der übrigens einst in Kältetechnik promovierte und als gut mit Unternehmen verdrahtet gilt. *sg* → www.hrk.de



Wortmeldungen

»Aufstieg durch Bildung ist eine Erfindung zur Befriedung der Massen. Es ist eine Fiktion zu glauben, Bildung beseitige Klassengrenzen«

Der Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth in Der Spiegel 3/2009

»Die Ungeheuerlichkeit der staatlichen Zumutungen an die Studierenden und Professoren wird nur noch übertroffen von der Bereitwilligkeit, mit der sich die Betroffenen alles gefallen lassen. Ohne diese Bereitwilligkeit der Betroffenen wäre die Umwandlung der Universität in eine Tretmühle und Lernfabrik gar nicht möglich. Widerstand? Demonstrationen? Boykott? Der berühmte ‚Aufschrei‘? Nichts oder fast nichts von alledem«

Der Mainzer Theologe Marius Reiser in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 14. 1. 2009

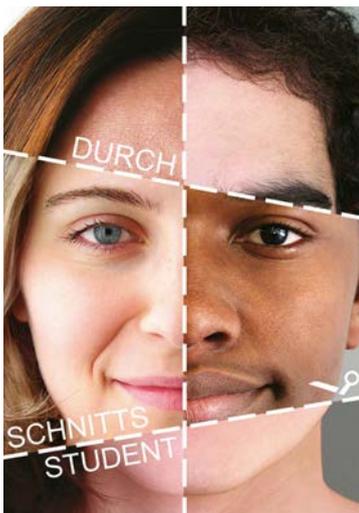
»Heute durchheilt man ‚Module‘, sammelt Leistungspunkte. Am Ende steht kein Diplom, sondern ein halbgarer Bachelor, mit dem man kaum einen Beruf ausüben kann«

Torsten Harmsen in der Berliner Zeitung vom 18. 2. 2009

»Ich habe in jeder Studentenwerks-Mensa besser gegessen als in der Bundestagskantine«

Anna Lührmann,
Bundestagsabgeordnete von Bündnis 90/Die Grünen

Neue Sozialerhebung startet



Die zwei Millionen Studierenden in Deutschland haben im Monat 770 Euro zur Verfügung; zwei Drittel jobben neben dem Studium, ein Viertel erhält BAföG. Mehr als die Hälfte aller Studierenden kommt aus einer Akademiker-Familie. Dank der regelmäßigen Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks wissen Hochschulen, Politik und Öffentlichkeit gut Bescheid über die soziale und wirtschaftliche Lage der Studierenden. Die Sozialerhebung gilt als größte und wichtigste Studierendenbefragung in Deutschland. Im Frühsommer 2009 startet nun die inzwischen 19. Sozialerhebung; 70 000 nach dem Zufallsprinzip ausgewählte Studierende erhalten dann den Fragebogen. Besonders brisant: Wie wirken sich Studiengebühren aufs studentische Budget aus? Welchen Zeitaufwand müssen Bachelor-Studierende betreiben? Die Ergebnisse sollen im Frühjahr 2010 vorgestellt werden. Gefördert wird die Studie vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, durchgeführt wird sie von der Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS). *sg* → www.sozialerhebung.de

Die Ergebnisse sollen im Frühjahr 2010 vorgestellt werden. Gefördert wird die Studie vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, durchgeführt wird sie von der Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS). *sg* → www.sozialerhebung.de

Kinder zahlen nichts

Seit Beginn des Wintersemesters 2008/09 serviert das Studentenwerk Augsburg in allen seinen Mensen in Augsburg, Kempten und Neu-Ulm den Kindern von Studierenden ein kostenloses Mittagessen. Dieses Angebot wurde nun von der Jury der Initiative »Deutschland – Land der Ideen« unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Horst Köhler ausgezeichnet. Die Preisverleihung findet am 2. Juli 2009 im Rahmen eines Hochschul-Kinder-Aktionstags an der Universität Augsburg statt. *ml*

→ www.studentenwerk-augsburg.de



Ring frei!

Die kleinen »Schlechtlaunemonster« mit ihren weit aufgerissenen Mäulern von Regine Bruhn? Die Schauspielerin Gena Rowlands, tränenüberströmt, in der preisgekrönten Videoarbeit von Eli Cortiñas Hidalgo? Oder doch lieber die nur auf den ersten Blick idyllischen Landschaftsbilder von Thomas Geyer? Beim 19. Bundeswettbewerb »Kunststudentinnen und Kunststudenten stellen aus« des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, organisiert vom Deutschen Studentenwerk, präsentiert sich der künstlerische Nachwuchs in Deutschland. Das Motto dieses Mal: »Ring frei«. Beim Katalog ist das kongenial umgesetzt: Jeder Leser macht selbst den Ring frei für seine persönlichen Favoriten. Dank Ringbuch-



Hochschule für Bildende Künste Braunschweig

bindung und schickem Schuber kann man das Titelbild frei wählen aus den Werken der 48 Kunst-Studierenden, die für den Wettbewerb von den deutschen Kunsthochschulen nominiert wurden. Designer der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig haben den außergewöhnlichen Katalog entworfen. Er kann für nur acht Euro zuzüglich Porto beim Deutschen Studentenwerk bestellt werden. *sg*
Deutsches Studentenwerk,
Monbijouplatz 11, 10178 Berlin,
Tel. 030/29 77 27 22.

→ kultur@studentenwerke.de
→ www.kunst-wettbewerb.de/katalog

Dresdner Kulturmarathon



Studentenwerk Dresden

Der Mai lässt die Herzen aller Kulturbegleitenden in und um Dresden höher schlagen: Das Studentenwerk Dresden lädt vom 11. bis 27. Mai 2009 zu zweieinhalb turbulenten Wochen voller Kultur ein. Ein Mittelalter-Abend ist genauso im Angebot wie Lesungen, Kabarett oder Dixie. Alle Filmbegeisterten treffen sich zum Campus Midnight Cinema – Liebhaber der unbewegten Bilder dagegen bei der Preisverleihung des Fotowettbewerbs »Richtungswechsel«. Wen das Märchenhafte lockt, dem wird zur perfekten »Traumstunde« Vanilleeis und Schokolade serviert. Nachtschwärmer werden sich die legendäre »Nachtwanderung«, das Kneipenfestival der Dresdner Studentenclubs, nicht entgehen lassen und spannend wird es bei »UNI AIR«, dem Newcomer-Contest um den Förderpreis des Studentenwerks Dresden. Dresden im Mai: Wir sind dabei – kommen Sie auch? *avw*

→ www.studententage-dresden.de

Glosse ... auf dass man sich fände

Diese Fabel geht so: Es war einmal ein Land, das bestand aus vielen stolzen, kleineren Ländern mit wiederum vielen stolzen Universitäten. Es begab sich aber, dass regelmäßig mehr ehrgeiziges Jungvolk in den ehrenwertesten Disziplinen studieren wollte, als diese stolzen Universitäten Köpfe aufnehmen wollten und konnten.

Also setzte man eine zentrale Behörde ein, die viele, viele Jahre lang nach strengen Regeln den Zustrom steuerte. Die Behörde ward recht unbeliebt, beim Jungvolk erst recht.

»Ha«, riefen eines Tages die Universitäten, und die kleinen Länder klatschten Beifall, »ha, wir können das besser!, hinfort mit der Behörde, auf dass wir aussuchen dürfen, wem wir Zutritt in unsere Heiligen Hallen gewähren!«

So kam es also, dass der ungeliebten Behörde die Macht entzogen und den stolzen Universitäten und ihren Ländern gegeben ward, auf dass diese es besser machten – eine jede, ein jedes für sich.

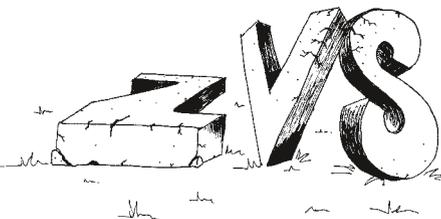
Denn dies ward für gut und weise befunden, zentrales Regiment aber war des Teufels. So dachte man damals, nicht lang ist's her. Und die mächtige Standesorganisation der Universitäten ging ein Bündnis ein mit der noch mächtigeren Kongregation der kleinen Länder, auf dass man schön zusammenfände.

Die nach höheren Weihen strebende Jugend aber dankte es und sprach bienenfleißig vor, wo sie nur konnte. Die Universitäten aber erschranken: Was ein Treiben, was ein Anstür-

men, welch Drängen tausendfach!

Und so suchen sie sich noch heute, die stolzesten Universitäten, die Klügsten eines Jahrgangs, und manchmal finden sie sich, oft aber nicht, und es ist ein Jammern und Wehklagen allerorten, und schuld ist einzig und allein die ungeliebte zentrale Behörde. Sie lachen? Ich nicht. Das Schlimmste aber ist: Fortsetzung folgt.
Garantiert.

Es grüßt Ihr Constantin Quer



Bio-Pioniere

Die deutschen Studentenwerke gehören mittlerweile zu den größten Bio-Anbietern der deutschen Gemeinschaftsverpfleger. 45 der insgesamt 58 Studentenwerke bieten in mehr als 140 Mensen Bio-Essen an. Das Angebot reicht von Komplettmenüs über Backwaren bis hin zu Getränken. Beim Studierenden-Wettbewerb »Mensa des Jahres« der Hochschulzeitschrift UNICUM hat das Studentenwerk Osnabrück die beiden ersten Plätze in der Wertung »Bio-Mensa« für seine zwei Mensen in Osnabrück und Vechta abgegriffen. 33 Studentenwerke unterziehen sich übrigens den strengen Kontrollverfahren nach der EG-Ökoverordnung und tragen das offizielle Bio-Siegel. ml

→ www.studentenwerk-osnabrueck.de

→ www.mensa-des-jahres.de



Eine Frage ...

Endspurt Bologna! Was muss noch getan werden?

- fragt das DSW-Journal die Experten der Bundestags-Fraktionen



Uwe Barth MdB, FDP

Damit die Bologna-Reform zu Verbesserungen führt, müssen die Rahmenbedingungen stimmen. Grundvoraussetzung ist, dass die Finanzierung der Hochschullehre deutlich verbessert wird. Aber auch Hochschulen müssen Freiräume verantwortungsvoll nutzen, um ein attraktives Studienangebot zu schaffen.

Schließlich sind Beratungs-, Kredit-, Darlehens- und Stipendiensysteme für Studierende auf den Weg zu bringen.

→ www.uwe-barth-thuringen.de



Kai Gehring MdB, Bündnis 90/Die Grünen

Eine Bologna-Reform nach dem Motto »verschulen, verdichten, umbenennen« wäre vermurkst. Die Hochschulen müssen eine flexiblere Studienorganisation und eine Entrümpelung der Lehrpläne in Gang bringen, um die Abbrecherquote zu senken. Die Politik muss Bologna ausfinanzieren, zusätzliches Lehrpersonal und eine bolognataugliche Studienfinanzierung bereitstellen.

→ www.kai-gehring.de



Cornelia Hirsch MdB, Die Linke

Der Bologna-Prozess hat viel versprochen, aber kaum etwas gehalten. Wenn er zu einem Erfolg werden soll, muss er endlich auf eine soziale und demokratische Grundlage gestellt werden. Das bedeutet insbesondere mehr Mitbestimmung bei der Studienreform durchzusetzen und soziale Fragen nicht nur als Feigenblatt zu thematisieren.

→ www.nele-hirsch.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann MdB, SPD

Wir brauchen mehr Qualität in der Lehre und einen besseren Betreuungsschlüssel zwischen Professoren und Studenten. Die Abbrecherquote beim Bachelor muss sinken. Die Staatsexamensstudiengänge müssen erfolgreich umgestellt werden. Eine hohe Mobilität der Bachelor-Studenten im europäischen Hochschulraum muss weiterhin möglich sein. Wir brauchen eine Anhebung des Bachelor-Rahmens auf sieben bis acht Semester, Master-Angebote für circa 60 bis 70 Prozent der Bachelor-Absolventen und langfristig ein Master-BAföG.

→ www.ernst-dieter-rossmann.de



Marion Seib MdB, CDU/CSU

Der Bologna-Prozess war wichtig für die Internationalisierung des deutschen Hochschulwesens. Allerdings muss die deutsche Wirtschaft noch begreifen, dass der Bologna-Prozess Veränderungen mit sich gebracht hat und darf nicht den Eindruck vermitteln, sie sei auf die neuen Abschlüsse nicht vorbereitet, da sie Bachelor-Absolventen immer noch kritisch gegenübersteht.

→ www.marion-seib.de

»Wir nehmen die Studierenden ernst«

MATTHIAS KLEINER Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hilft indirekt den Studierenden in Deutschland. Auch sie profitieren von der Exzellenzinitiative, sagt der DFG-Präsident. Bloß wie?

DSW-Journal: Herr Kleiner, nimmt die Deutsche Forschungsgemeinschaft als größter und wichtigster Forschungsförderer in Deutschland die zwei Millionen Studierenden eigentlich wahr? Wenn ja: wie?

Kleiner: Oh ja, wir nehmen die Studierenden sehr wohl wahr und auch ernst. Sie gehören für uns als ganz wichtiges Element zur Förderkette für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Diese Kette beginnt bei den Schülern und setzt sich über die Studierenden und die Doktoranden fort. Daraus schöpfen wir die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für morgen. Und dafür tut die DFG eine ganze Menge. Um ganz vorne zu beginnen: Schon interessierte und qualifizierte Schülerinnen und Schüler können in ihren Ferien als Praktikanten erste Einblicke in ein DFG-gefördertes Forschungsprojekt – etwa in einem Labor – gewinnen. Dann zum Eigentlichen: Wir finanzieren immerhin etwa 17 000 Doktorandinnen und Doktoranden jährlich, und in den von uns geförderten Projekten ist sicher ein Vielfaches an studentischen Hilfskräften beschäftigt.

Das Ganze ist allerdings immer forschungsorientiert. Sobald es in Richtung des grundständigen Studiums geht, sind wir als Forschungsförderer außen vor und auch nicht mehr zuständig. Denn grundständige Lehre ist nicht projektbezogen, sie ist eine Daueraufgabe. Und eine Verbesserung der Lehre kann nur über eine verbesserte Grundausrüstung der Hochschulen erreicht werden. Insofern ist das keine Aufgabe für die DFG.

Wenn Sie schon bei den Schülern anfangen: Müssten wir nicht auch im Bachelor-Studium mehr Interesse für die Forschung wecken?

Davon bin ich fest überzeugt. Ich selbst hatte zu meiner Promotionszeit bestimmt zehn studentische Hilfskräfte und noch einmal so viele Diplomanden und Studienarbeiten. In einer Arbeitsgruppe ist viel Leben, da passiert jede →



→ Menge, da kann man Studierende auch ganz schnell und intensiv an die eigene Arbeit heranführen und hat dann das Reservoir für Doktoranden und wissenschaftliche Mitarbeiter. Und als Hochschullehrer habe ich immer versucht, Studierenden das Abenteuer Forschung vom ersten Semester an zu vermitteln.

Und wie könnte man das machen?

Man darf nicht abwarten, bis jemand seinen ersten Abschluss hat und ihn erst dann in ein Forschungsprojekt einbinden. Man muss die Studierenden möglichst früh in die Labore holen. Es gibt schon im ersten, zweiten oder dritten Semester in dosierter Weise Aufgaben, die man als Student übernehmen kann, auch als bezahlte Hilfskraft. Ich habe in Dortmund nach und nach meine Vorlesung radikal geändert. Von 14 oder 15 Vorlesungsterminen pro Semester habe ich am Ende nur noch die Hälfte als Vorlesung im eigentlichen Sinne gehalten. Die andere Hälfte wurde anders gestaltet: im Labor, als Exkursion, beispielsweise in Industrieunternehmen oder als Miniprojekt, das nur wenige Stunden umfasste. Wenn man will, lässt sich vieles ausdenken. Man muss nur einfach die innere Schwelle überschreiten, nach der Lehre sich angeblich grundsätzlich in Form von Vorlesungen und Seminaren vollzieht. Das gilt gerade für die Bachelor-Ausbildung nicht. Sie kann sich nicht nur auf bekanntes Wissen von gestern stützen, sondern muss ganz aktuelle Lehrinhalte haben, die dann auch verzahnt sind mit der Forschung.

Könnten Sie sich vorstellen, mit ihrer Forschungsförderung stärkere Akzente zu setzen, damit mehr Studierende davon profitieren?

Schwierig, schwierig. Ausschlaggebend für die Förderung eines Forschungsprojekts durch die DFG ist seit jeher die wissenschaftliche Qualität und Originalität, und das wird auch so bleiben. Die Beteiligung von Studierenden und deren Profit als Kriterium zu nehmen und dann zu sagen, das finanzieren wir oder nicht – da hätte ich meine Probleme.

Also weiter wie bisher...

Nein, nichtsdestotrotz bin ich fest davon überzeugt: Das, was wir in der Forschungsförderung machen, hat auch einen großen Einfluss auf den Bereich der forschungsorientierten Lehre, also auf Masterstudiengänge, studentische Hilfskräfte, Studien-, Diplomarbeiten, Promotionen und indirekt auch auf das grundständige Studium. Ich glaube, man unterschätzt die Effekte, die Forschung beziehungsweise Forschungsförderung auf die Lehre hat. Das gilt auch für die Effekte, die die Exzellenzinitiative für die Studierenden hat. Die direkten und indirekten Auswirkungen der Exzellenzinitiative sind größer, als man vielleicht auf den ersten Blick vermutet. Denken Sie an die Professuren, die dadurch entstanden sind, an die drei- bis viertausend Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter, die ja alle dann auch in der Lehre mitwirken. Nicht nur das, was



die Exzellenzinitiative an Schwerpunkten, Fokussierungen und an Aufbruch bewirkt hat, wird unterschätzt, sondern auch ihre Folgen für die Lehre.

Als da wären?

Eine Universität, die sich neu aufstellt für die Exzellenzinitiative, die ihre Verwaltung in Ordnung bringt, die eine stärkere Verknüpfung zwischen außeruniversitärer Forschung und zu Industrieunternehmen hinkriegt, auch zu anderen gesellschaftlichen Institutionen, zu benachbarten Hochschulen – eine solche Universität stärkt damit auch die Lehre. Diejenigen, die herausragende Forschung leisten, sind in der Regel auch diejenigen, die ihre Lehraufgaben nicht nur pflichtgemäß wahrnehmen, sondern auch qualitativ hervorragend sind.

Wir sind noch nicht überzeugt. Noch einmal aus der Perspektive der Studierenden – was haben sie davon?

Eine Universität, die sich in Ordnung bringt, bringt sich ja nicht nur für einige wenige exotische Forschungsbereiche in Ordnung. Eine Verwaltung, die besser funktioniert, funktioniert auch für die Studierenden besser. Ein Forschungslabor, das gut ausgestattet ist, ist ja nicht nur für die Forschung gut, sondern auch für die Lehre, die darin stattfindet. Ich kenne kein Institut, in dem gesagt wird: Das ist das Forschungspersonal, das sind die First-Class-Mitarbeiter, die von der Lehre verschont bleiben, und das sind die Lehrknechte, die zu 50 Prozent ihrer Arbeitszeit Lehre zu machen haben.

Viele junge Wissenschaftler werden in außeruniversitären Instituten



ZUR PERSON

Matthias Kleiner

1955 in Recklinghausen geboren, 1974 Abitur in Dortmund, 1976 bis 1982 Maschinenbaustudium an der TU Dortmund, 1987 Promotion, 1991 Habilitation für das Fach Umformtechnik, 1994 bis 1998 Professur an der neugegründeten BTU Cottbus, 1997 Leibniz-Preis, 1998 Rückkehr zur TU Dortmund. 2005 bis 2006 Vizepräsident der DFG, seit 2007 Präsident. Matthias Kleiner ist mit der Pfarrerin Christine Burkhardt-Kleiner verheiratet und hat drei Kinder im Alter von 17, 19 und 20 Jahren. Er ist unter anderem Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sowie im Vorstand des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft.



ausgebildet. Was spricht noch dafür, Wissenschaftler weiterhin an Hochschulen forschen zu lassen?

Sehr viel: Forschung ist eine Kernaufgabe der Universitäten und Hochschulen. Ich kann mir eine wissenschaftliche Hochschule ohne Forschung überhaupt nicht vorstellen. Umgekehrt: Wir kennen ja alle dieses Postulat der Einheit von Forschung und Lehre, das Humboldtsche Ideal. Häufig wird es so gedeutet: Vergesst vor lauter Forschung die Lehre nicht! Ich würde es andersherum formulieren.

»Ich kann mir vorstellen, dass DFG-Projekte noch intensiver mit den Studentenwerken zusammenarbeiten«

Wenn ich mir anschau, wie viele Antragsteller die DFG tatsächlich hat und wie viele Hochschullehrer wir in Deutschland haben, dann frage ich mich: Wo sind die anderen zwei Drittel der Hochschullehrer, die keine DFG-Anträge stellen? Wo machen die ihre Forschung? Nicht jede Forschung muss zwangsläufig in einem DFG-Projekt geschehen. Aber jeder Hochschullehrer sollte eigentlich mindestens ein Forschungsprojekt durchführen. Nur derjenige, der auch intensiv forscht, kann Forschung und Forschungserkenntnisse in die Lehre hineinbringen. Ich jedenfalls bin überzeugt von der Einheit von Forschung und Lehre.

Themenwechsel. Von 100 Akademiker-Kindern studieren 83, aber nur 23 von 100 Nicht-Akademiker-Kindern. Warum fordert nicht auch die DFG, die Hochschulen sozial zu öffnen?

Auch wir wollen das Potenzial, das wir in Deutschland haben, besser ausschöpfen und die Chancen von Jugendlichen aus allen sozialen Kreisen verbessern. Das betrifft Nicht-Akademiker-Kinder und genauso Migranten.

Das heißt, die DFG müsste einen Ausbau des studentischen Hilfskraftwesens fordern.

Was heißt fordern? Wir bieten ja alle Möglichkeiten. In DFG-geförderten Projekten werden viele Tausend Stu-

dentinnen und Studenten als Hilfskräfte beschäftigt. Das Ganze ist auch aus meiner Sicht nicht nur eine Frage des Geldes. Das ist immer eine Frage, wie das von den geförderten Projekten wahrgenommen wird. Und ich glaube, viele Projekte tun hier eine ganze Menge. Ich sage aber auch hier noch einmal deutlich: Die Förderung grundständiger Lehre ist nicht unsere Aufgabe.

Warum hört man von der DFG nichts zum BAföG? Es werden doch zum Beispiel Ingenieure gesucht. Sie könnten der Wirtschaft sagen: In den Ingenieurwissenschaften studieren viele dank BAföG, stärkt bitte das BAföG.

Ich persönlich kann mich gerne dazu äußern. Ich persönlich kann sagen, dass ich eine ausreichende Finanzierung der

Studierenden für sinnvoll halte. Ich persönlich kann sagen, dass das BAföG sehr knapp bemessen ist.

Stichwort Studentenwerke. Die Attraktivität eines Hochschulstandorts hängt von drei Faktoren ab: Forschung, Lehre – und soziale Infrastruktur. Einverstanden?

Absolut! Und wir tun auch etwas zur Stärkung des dritten Faktors.

Inwiefern?

Indem zum Beispiel in einem Sonderforschungsbereich oder einem Exzellenz-Cluster Kindergartenplätze oder sogar Erzieher finanziert werden. Wenn Gastwissenschaftler geholt werden, muss für ihre Kinder gesorgt werden. Gleichwohl könnte ich mir vorstellen, dass DFG-Projekte noch intensiver mit den Studentenwerken zusammenarbeiten.

Stichwort Exzellenzinitiative: Müsste die soziale Infrastruktur nicht auch ein Kriterium für Exzellenz sein? Kann man nicht erst von einer Elite-Uni sprechen, wenn sie sich mit dem Studentenwerk zusammen aufstellt?

In der ersten und zweiten Förderlinie, den Exzellenz-Clustern, ist die Förderung deutlich auf die Doktorandenausbildung und auf die Forschung konzentriert. Da wird gefragt, wie ist denn die Struktur dessen, was ihr da tut? Wie sind die Nachwuchsförderkonzepte? Wie sind die Gleichstellungskonzepte? Da spielen die Themen, die Sie gerne berücksichtigt hätten, hinein, allerdings vielleicht nicht so intensiv, wie sich die Studentenwerke das wünschen mögen. In der dritten Förderlinie, in der es um Entwicklungskonzepte für die gesamte Universität geht, kommt die soziale Infrastruktur vielleicht schon etwas stärker in den Blick. Aber um es ganz klar zu sagen: Die Exzellenzinitiative kann nicht alle Defizite, die wir im Wissenschaftssystem haben, heilen. Sie ist keine Allzweckwaffe. Punkt eins. Und noch einmal als Punkt zwei: Die DFG hat zunächst die Forschung im Blick. ■

Nothelfer Staat

WIDERSPRUCH Amerikas Hochschulen holen die besten Studierenden aus aller Welt – können aber der eigenen Mittelklasse das Studium nicht mehr bezahlen. Der Staat soll's richten.

—Fragen stellen hier nur die Väter und Mütter. »Wie viele Studenten sitzen in den Einführungsseminaren?«, will Anne Miller wissen. Ihre Tochter Helen verzieht keine Miene. Helen, Philipp und Sarah, keine 20 Jahre alle drei, untersuchen zusammen mit den Eltern vorsichtig den Harvard Campus. Ihre Eltern staunen, als sie erfahren, dass auf dem Innenhof der berühmtesten Uni der Welt quasi alle neuen Studierenden untergebracht werden. Die Freshmen schlafen hier, wo Präsidentin Drew G. Faust residiert, unweit des Harvard Square in Cambridge und der mehrere Stockwerke tief in die Erde gebauten Widener-Bibliothek. Helen ist mit ihrer Mutter da, Vati muss Geld verdienen. Die Frage, ob ihr die Finanzkrise Sorgen bereite, kann sie gar nicht verstehen. Und Sarah sagt: »Hey, es ist Harvard! Andere Unis besitzen überhaupt nicht so viel Kapital, wie Harvard verloren hat.«

Die Sorglosigkeit des obligatorischen Rundgangs für Eltern ist dem Ort geschuldet. Cambridge, Neuengland, das Zuhause der Harvard Universität. Mit einem Spaziergang erreicht man bequem zu Fuß die andere Ivy League-Ikone, das Massachusetts Institute of Technology, kurz MIT. Wer hier studiert, hat keine Sorgen. Nicht jetzt und nicht später. Oder? Die Sorglosigkeit ist auch naiv. Selbst Harvard hat in der Börsenkrise ein Fünftel seines Stiftungsvermögens eingebüßt. Das US-Modell der Universität des ausgehenden 20. Jahrhunderts steht auf dem Prüfstand – die Kombination des Humboldt'schen zwanglosen Gesprächs mit einer gigantischen Börsenanlage von 37 Milliarden Dollar. Mehr noch aber quält die amerikanische Nation die Frage: Wer kann sich Studieren überhaupt noch leisten, wenn die Familien arbeitslos werden, die Portfolios gefleddert sind, und die Studiengebühren bis zu 40 000 Dollar pro Jahr kosten?

Wie kann man das alles jemals zurückzahlen? Ist eine teure Privatschule ihr Geld wirklich wert? Macht es Sinn, Colleges zu besuchen, die man sich gar nicht leisten kann? Die Fragen der Wellesley-Centers-for-Women-Autorin Laura Pappano treffen eine Nation ins Mark, welche die besten Studenten aus aller Welt in die USA holt – aber ihrer eigenen Mittelklasse das Studium nicht mehr finanzieren

kann. »Was ich später verdiene, reicht vielleicht für mich, aber nicht für meinen Kreditgeber Sallie Mae«, sagt eine Studentin.

Ein Viertel der amerikanischen Medizinstudenten verlässt die Uni mit 200 000 Dollar Schulden. Mittelstandsfamilien werden für die Ausbildung ihrer Kinder an den Rand des Ruins getrieben. Es hätte nicht viel gefehlt, und der amtierende Präsident Barack Obama hätte die letzte Rate seines Studienkredits im Amt abbezahlt. Obama hatte bis Anfang des Jahres 2004 Schulden von gut 40 000 Dollar für sein Harvard-Examen abzustottern.

Wahrscheinlich ein Grund, warum die Obamas sich um die Bildungsinstitutionen Sorgen machen. »Ich bin ein Produkt Eurer Arbeit«, sagte Michelle Obama jüngst bei einem Besuch des Washingtoner Bildungsministeriums, das unter George W. Bush schwer an Bedeutung verloren hatte. Nun machte Obama klar, dass das nicht so weiter geht. »Wir fühlen uns verpflichtet dafür zu sorgen, dass mehr Kinder wie wir, unabhängig von ihrer Hautfarbe, ihrem

»Die Studiengebühren sind in den USA seit Anfang der 1980er Jahre um 440 Prozent gewachsen, die Einkommen der Mittelklasse um 150 Prozent«

Einkommen oder ihrem Status, Zugang zu einer ausgezeichneten Bildung bekommen.«

Barack Obama kümmert sich daher nicht nur rhetorisch um die Studierenden. In seinem 800-Milliarden-Dollar-Konjunkturprogramm, Anfang Februar 2009 verabschiedet, steckt ein 150-Milliarden-Bildungsanteil. Allein 15 Milliarden Dollar davon will die Administration ausgeben, um klammen Studenten unter die Arme zu greifen. Republikaner und Demokraten rangen bis zuletzt darum, welchen Zuschnitt der Studentenzuschuss haben sollte. Dabei ging es



Mehr Schein als Sein? Auch die berühmte Harvard Universität hat ihre Probleme.

darum, wie stark die beiden wichtigsten Studentenhilfsprogramme, die Stafford-Kredite und die Pell-Zuschüsse, steigen sollten. Letztere sind das wichtigste Instrument zur Förderung von Studenten, deren Eltern weniger als 40 000 Dollar jährlich verdienen.

Alle Stipendien zusammengerechnet, werden im Jahr 2009 damit weit mehr als 150 Milliarden Dollar in die Taschen der US-Studierenden fließen – in Deutschland liegen die BAföG-Ausgaben bei jährlichen 1,4 Milliarden Euro. Und obwohl 150 Milliarden ein schwer vorstellbarer Betrag ist, glaubt niemand wirklich, dass damit die Krise

»Obama hatte bis Anfang des Jahres 2004 Schulden von gut 40 000 Dollar für sein Harvard-Examen abzustottern«

der amerikanischen Hochschulen gelöst ist. Die Probleme sind nur die Verschärfung einer Situation, welche die professionellen amerikanischen Beobachter seit Anfang der 2000er Jahre in Atem hält. In einer Studie warnte die Century Foundation davor, dass eine unzureichende Studienfinanzierung zwei Millionen potenziellen Studierenden den Weg an die Hochschulen blockiert. »Amerikas unerschlossene Ressource« nannte die Stiftung den Mittelstand – und beklagt die ökonomische Spaltung der amerikanischen Hochschulen. Sie entsteht in einer durch und durch ökonomisierten Uni-Landschaft, in der die

Hochschulen zum Beispiel Millionen daran verdienen, wenn Banken auf dem Campus Kreditkarten verkaufen. Die Studiengebühren sind in den USA seit Anfang der 1980er Jahre um 440 Prozent gewachsen, die Einkommen der Mittelklasse um 150 Prozent.

Die Anstrengungen in Amerika, die Spaltung zu überwinden, sind enorm. Bundesstaaten werfen – genau wie Hochschulen – Rettungsanker für klappte Studierende aus. New Yorks Gouverneur David Paterson will 45 000 Studenten mit 50 Millionen Dollar aus der Patsche helfen. Sogar Harvard-Präsidentin Drew G. Faust reduzierte die Studienkosten für die Mittelklasse dramatisch: Studenten mit Eltern unter 60 000 Dollar Jahreseinkommen zahlen nichts, wer 180 000 Dollar verdient, soll nicht mehr als 10 Prozent seines Einkommens investieren.

Diese Maßnahme ergriff Harvard freilich vor der großen Finanzkrise, welche die Hochschule mittelfristig zwingen wird, die Studiengebühren zu erhöhen. Das steigert auch die Risiken. »Ich will meinen Master und dann raus hier«, sagt Wirtschaftsstudentin Marina Sanchez, 24. Sie macht gerade ihren Abschluss in Management und Finanzen. Aber sie muss nebenher in einem Hotel jobben, um ihren teuren American Dream bezahlen zu können. ■

DER AUTOR

Christian Füller

45, ist Politikredakteur der taz mit dem Schwerpunkt Bildung. Im April 2009 erscheint sein neues Buch »Die gute Schule: Wo unsere Kinder gerne lernen« im Pattloch Verlag



EREIGNISFELD

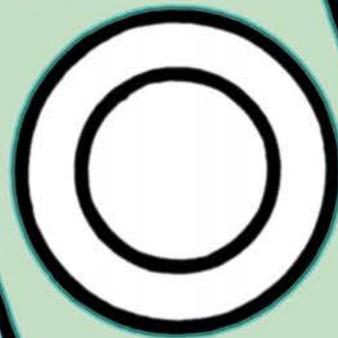


THEATER-
STRASSE

DM 4.400,-

BERLINER
STRASSE

FREI



TISCH

Mehr als ein geschenktes Essen

FREITISCHE Seit Jahrhunderten gibt es die Tradition, armen Studierenden ein kostenloses Essen zu servieren. Auch das Studierendenwerk Mainz spendiert Bedürftigen einen Platz in der Mensa. Für Marina Petkova war die Hilfe auch eine Geste: Du bist nicht allein!

VON **FRANK VAN BEBBER**

—Niemand merkt, dass Marina Petkova in der Mainzer Zentralmensa gerade ein Essen geschenkt wird. Im Takt der Studentenschlange schiebt sie ihr Plastiktablett an der Theke von der Suppe Richtung Obst. Die schwarzhaarige Studentin trägt Pullover und Jeans, so wie die Kommilitonen vor und hinter ihr. Im Hintergrund verschmelzen das Klappern des Geschirrs und Gesprächsfetzen. Die Kassiererin bucht den Betrag für Gemüsesuppe, Reis, Apfelsine, Banane und Brötchen auf Marina Petkovas Tablett von einer Chipkarte ab, so wie bei allen anderen.

Es ist ein alltägliches Bild. Doch für die 30 Jahre alte Bulgarin ist dieser Alltag nicht selbstverständlich. Das 50-Euro-Guthaben auf der Mensakarte stammt aus der Kasse des Studierendenwerks Mainz. Aufgeladen hat es Marija Dignaß. Offiziell ist sie die »Sachbearbeiterin Zuschusskassen«, vor allem aber ist sie Helferin und Ratgeberin für die Menschen, die vor ihrer Bürotür Schlange stehen. Es sind

Hochschüler, deren Geld nicht reicht, um sich auf ein Studium konzentrieren zu können. Jeden Monat hat die 54-Jährige eine zwei, drei Zentimeter dicke Mappe mit Hilfsgesuchen auf ihrem Schreibtisch. Niemand müsste verhungern, würde es die Hilfe von 30 oder 50 Euro Essensgeld im Semester nicht geben. Und doch erzählen die zweiseitigen Anträge von mehr als dem Wunsch nach einer kostenlosen Mahlzeit. Es geht um Geldsorgen und um die Chance, mit seinen Kommilitonen in der Schlange zu stehen. Es geht um die Möglichkeit, sein Studium abzuschließen oder Freunde auf einen Mensa-Kaffee einzuladen. Und manchmal, wie bei Marina Petkova, geht es doch um Leben und Tod.

Als Marina Petkova vor drei Jahren zum Studium nach Mainz kam, wurde für sie ein Traum wahr: Sie war in der Stadt angekommen, in der ihr Freund studiert. Sie hatte einen Studienplatz im Wunschfach →

→ Pädagogik ergattert. Das Essensgeld, der Freitisch in der Mensa, war für Petkova kein Thema. Nie hätte sie sich vor dem Büro von Marija Dignaß in die Schlange gestellt. Nicht aus Scham, sondern weil sie arbeiten ging. Sie jobbte für ihr Studium als Aushilfspflegerin im Altenheim. Doch dann versagte ihre Leber. Marina Petkova lacht gerne. Doch wenn sie von den folgenden Monaten erzählt, rollen ihr Tränen

nebenan. Es fand sich das benötigte Spenderorgan, die Transplantation gelang, die Krankenversicherung zahlte. Doch ein Jahr lang konnte sie nicht in die Uni-Hörsäle. An Jobben war nicht zu denken, einen BAföG-Anspruch gab es nicht. Es gab aber Marija Dignaß im Zimmer C-131a im Studierendenwerk Mainz. Aus einem Topf für Notfälle gab es erste finanzielle Hilfe. Und seit Marina Petkova wieder studiert, lädt Marija Dignaß ihr regelmäßig die Mensa-

verschuldet, andere alleinerziehend. Studierende aus Krisengebieten stehen bei Marija Dignaß im Büro, weil die Lage in ihrer Heimat so schlecht ist, dass ihre Familien kein Geld mehr schicken können.

Im Antrag auf das Freitisch-Geld müssen die Hochschüler angeben, wieviel Geld sie zur Verfügung haben. Mehr als der BAföG-Höchstsatz darf es nicht sein. Genehmigt werden die Anträge von einem Ausschuss, bestehend aus einem AStA-Mitglied, einem Professor und dem stellvertretenden Geschäftsführer des Studierendenwerks Mainz, Dieter Laukhardt. »Die Nachfrage steigt stetig«, sagt er. Die frisch aufgeladene Mensa-Karte sei eine praktische und wirksame Hilfe für viele, »die sich durch ihr Studium beißen müssen.«

Zu ihnen gehört Katherina Franke, 25. Sie büffelt für die Fächer Sport und Physik. Im Moment schreibt die angehende Lehrerin ihre Examensarbeit. Doch weil sie früher das Fach gewechselt hat, fiel sie ausgerechnet in der Prüfungsphase aus dem BAföG. Ihr Vater war zeitweise arbeitslos, ihre zwei Geschwister studieren ebenfalls. Franke jobbt in einem Fitness-Studio, als Schwimmlehrerin und Handball-Schiedsrichterin. Doch mehr als 400 bis 500 Euro im Monat bringt das kaum. Als es ans Sparen ging, strich sie beim Essen. Sie begnügte sich mit Nudeln und Haferflocken, die Tüte für 35 Cent.

Auch ihre Mensa-Karte wird hin und wieder im Büro von Marija Dignaß auf das Lesegerät gelegt und mit einem kleinen Tastendruck geladen. Es ist darum möglich, Katherina Franke wieder in der Mensa zu treffen. Sie sitzt hier im Kreis ihrer Arbeitsgruppe. Franke muss im Kreis ihrer Freunde nicht mehr zum kleinsten Schälchen greifen, sondern freut sich auf ihr Lieblingsgericht: Hühnchen mit Reiß und Currysauce. Das gespendete Kartenguthaben kann sie ebenso am Kopierer einsetzen oder an der Waschmaschine im Studentenwohnheim oder in der Cafeteria. Der Name Freitisch ist trotzdem geblieben. Er erinnert an die Geschichte der Studen-

»An Jobben war nicht zu denken, einen BAföG-Anspruch gab es nicht. Es gab aber Marija Dignaß im Zimmer C-131a im Studierendenwerk«

über die Wangen. Auch sie selbst weiß wohl nicht genau, ob sie fließen, weil damals die Lage so verzweifelt war, oder wegen des Glücks, dass sich am Ende alles fügte. Die modern ausgestattete Uni-Klinik lag

karte auf. Die Studentin arbeitet wieder, jetzt in einer Jugendhilfe-Einrichtung in Wiesbaden. Aber das Mensa-Geld entlastet sie. »Wenn man weiß, dass es Unterstützung gibt, hilft es, sich wohlzufühlen und Hoffnung zu haben«, sagt

Marina Petkova. Sie hat inzwischen ihr Tablett zu einem freien Platz balanciert. 6000 Essen gibt die Mensa am Tag aus. Mit einem davon sitzt nun Petkova zwischen anderen Studenten an einem der vielen Holztische der Mainzer Zentralmensa.

Zuletzt bewilligte der Vergabeausschuss in einem Monat 211 Anträge auf Mensa-Geld. Jeweils 50 Euro wurden ausbezahlt, insgesamt 10 550 Euro. »Und da, die ganze Mappe ist schon wieder voll«, sagt Marija Dignaß ein paar Tage nach der letzten Auszahlung. Vielen Studierenden bleibt inzwischen kaum Geld, weil sie hohe Mieten zahlen, andere finden keinen Job. Manche sind





Marina Petkovas Weg vom Antrag bis zum Freitisch in der Mensa des Studierendenwerks Mainz.



tenwerke und der Hilfe für arme Studenten. Schon vor über 500 Jahren gab es etwa in Ingolstadt so genannte Bursen, in denen Studenten neben einem Bett auch einen Essplatz fanden. Vor 470 Jahren garantierten Urkunden Stipendiaten der Universität Marburg Verpflegung. Im Königlichen Gründungsprivileg für die Universität Göttingen wurden »Frey-Tische«

Geld schicken. Müsste Marko Kurtic noch mehr jobben, würde sein Studium länger als nötig dauern. Bislang liegt er mit acht Semestern exakt im Zeitplan, schon ist der Abschluss in greifbarer Nähe. Marija Dignaß lädt an diesem Tag auch dem jungen Kroaten die Mensa-Karte wieder auf. Seit 30 Jahren arbeitet sie beim Studierendenwerk, seit

»Vielen Studenten bleibt kaum Geld, weil sie hohe Mieten zahlen, andere finden keinen Job. Manche sind verschuldet, andere alleinerziehend«

für arme Studenten verlangt – und dabei auf die zuvor übliche Beschränkung auf Konfessionen oder Landeskinder verzichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg führten viele Studentenwerke die Tradition weiter, sei es in Mensen oder durch Gastwirte, die Hochschul学生 kostenlos verpflegten. Heute bieten 37 Studentenwerke von der Ostsee bis zum Bodensee Freitische, manche finanzieren sie aus ihrem Etat, andere durch Sponsoren oder Spenden. Der Erfolg der Spendenakquise ist aber jedes Jahr von Neuem ungewiss: So konnte das Studentenwerk München im Jahr 2007 zum Beispiel insgesamt Freitische im Wert von circa 20 000 Euro vergeben und auf Rücklagen aus einer früheren Spende der HypoVereinsbank in Höhe von rund 8000 Euro zurückgreifen, im Jahr 2008 dagegen standen insgesamt nur 5500 Euro zur Verfügung. Der Verwaltungsrat des Studierendenwerks Mainz genehmigt schon seit Jahren Geld aus dem Sozialetat für die Freitische. Zuletzt wurde der Betrag im Jahre 2008 auf 40 000 Euro erhöht.

Viele Studierende erfahren von der Hilfe wie Sportstudent Marko Kurtic, 23. Der Kroate mit dem Lausbubengrinsen hatte sich beim Studierendenwerk Mainz gemeldet, um sich für ein Zimmer in einer Wohnanlage zu bewerben. Hier hörte er von der Möglichkeit, Freitische zu beantragen. Seine Eltern leben in Kroatien, sein Vater ist an Krebs erkrankt. Sie können kein

15 Jahren kümmert sie sich um die Freitische. Marko Kurtic sagt: »Hier ist immer ein kleiner Talk dabei.« Dignaß ermutigt die Stillen, die Langsamen treibt sie an. Es wird auch gelacht im Büro C-131a. Sportstudent Kurtic bietet für die Mitarbeiterinnen der Mensa einmal in der Woche eine Gymnastikstunde an – die Idee hatten er und Marija Dignaß bei einer Freitisch-Auszahlung.

Marina Petkova sitzt vor ihrem Tablett und sagt: »Die Mensa, das ist meine zweite Küche.« Die Suppenschüssel ist leer. Die Zeit drängt. Doch Marina Petkova möchte die Gäste an ihrem Tisch noch einladen, wenigstens auf einen Saft oder einen Kaffee. Davon lässt sie sich nicht abbringen, auch wenn sie auf jeden Cent achten muss. Einmal jemanden einladen zu können, einfach nur auf eine Tasse Kaffee, ist für sie eine wichtige Geste der Dankbarkeit in einer Universität, in der sie so viel Hilfe fand. Auch diese Geste macht das Freitisch-Guthaben möglich. Ein Guthaben, das mehr ist als ein geschenktes Essen. ■

DER AUTOR

Frank van Bebber
38, freier Journalist in
Frankfurt am Main



Eine gute BaSIS

INTEGRATION Sich nicht fremd fühlen, auf dem Campus die richtigen Räume finden, vielleicht sogar Freundschaften schließen: Das Studentenwerk Schleswig-Holstein hilft seinen ausländischen Studierenden dabei, im hohen Norden schnell heimisch zu werden.

DIE ZUKUNFT BEGINNT!

In dieser Serie stellen wir innovative, zukunftsweisende Projekte der Studentenwerke vor. Heute: Studentenwerk Schleswig-Holstein



—25 Grad und strahlende Sonne über der Ostsee – wenn es könnte, würde das Studentenwerk Schleswig-Holstein auch noch das Wetter für seine ausländischen Studierenden arrangieren. Das ist natürlich nicht möglich, aber es bietet ihnen einen umfangreichen

und vorbildlichen Service. Der beginnt in Kiel gleich bei der Ankunft: Nach einer stressigen Reise wird der »Neue« von seinem Study Buddy am Bahnhof abgeholt. Study Buddy? Wer ist das? Das sind deutsche Studierende, die sich ehrenamtlich für ihre ausländischen Kommilitonen als Paten engagieren.

Study Buddy ist auch der Name von dem gleichnamigen Programm des Studentenwerks, das Herzstück von BaSIS, der sehr erfolgreichen Initiative »Beratung und Service für Internationale Studierende«. Seit dem 1. Mai 2003 bietet das Studentenwerk unter dieser Marke in Kiel neben Informationen und persönlicher Beratung verschiedene Integrationsprojekte und interkulturelle Veranstaltungen für ausländische Studierende an. BaSIS ist Teil der Abteilung Soziale Betreuung des Studentenwerks Schleswig-Holstein. Für die Koordination der Angebote von BaSIS hat das Studentenwerk eine

Vollzeitstelle eingerichtet: Seit November 2006 arbeitet Katarzyna Dec-Merkle für BaSIS. Kurze Vita: 1978 in Krakau, Polen, geboren, studierte sie »Europäische Studien« in Osnabrück und in den Niederlanden, in Maastricht. Inzwischen hat sie auch die doppelte Staatsangehörigkeit – ideale Voraussetzungen für diesen vielfältigen Fulltime-Job.

Studdy Buddy Zurzeit betreuen die deutschen Study Buddys in Kiel circa 250 ausländische Kommilitonen pro Semester. Seit dem Start des Patenprogramms 2003 hat sich diese Zahl verzehnfacht(!). Die Gäste kommen aus aller Welt, um an den drei Hochschulen zu



lernen: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Fachhochschule Kiel und Muthesius Kunsthochschule. Das ungewohnt kalte Wetter an der Förde stellt dabei noch das kleinste Problem dar. Doch die Super Study Buddys helfen bei den ersten Schritten. Nach dem Abholservice vom Bahnhof geht's gleich weiter: Einziehen ins Wohnheim, Bankkonto eröffnen, Immatrikulation, Einwohnermeldeamt, Krankenversicherung usw. Wichtig ist nicht nur das Erledigen von Formalitäten oder die Orientierung auf dem Campus, sondern auch der Aufbau von

sozialen Kontakten. Und das Erfolgsmodell expandiert: Seit 2008 baut eine Tutorin das Programm in Flensburg auf – im Wintersemester 2008/2009 haben hier bereits 25 deutsche und ebenso viele ausländische Studierende teilgenommen.

Vorbildlich! BaSIS managt nicht nur die Ersthelfer, sondern es koordiniert auch das Wohnheimtutorenprogramm. Die Tutoren sind direkt in den Wohnheimen präsent; sie erkennen Konflikte mit interkulturellem Hintergrund frühzeitig und helfen dabei, eine schnelle und unbürokratische Lösung zu finden – dank ihrer guten Kommunikation mit BaSIS und der Wohn-

KOMPAKT

Das **Studentenwerk Schleswig-Holstein** betreut über 44 000 Studierende an den zehn Hochschulen der Region – in sechs Städten: Flensburg, Heide, Kiel, Lübeck, Rendsburg und Wedel. Mit seinen 380 Mitarbeitern erwirtschaftete es 2008 einen Jahresumsatz von rund 13,2 Millionen Euro. Seinen Service bietet es unter anderem in 22 Wohnheimen mit 3073 Plätzen sowie in 16 Mensen und Cafeterien an.



Studierende aus Osteuropa, Asien und Afrika bei der Hafenesichtigung.

heimverwaltung des Studentenwerks. Ein weiterer Schwerpunkt von BaSIS sind die interkulturellen Trainingsseminare: Hier begegnen sich regelmäßig ausländische und deutsche Studierende, um voneinander zu lernen und Kommunikationsmechanismen einzuüben. Quasi nebenbei werden deutsche Studierende motiviert, Auslandserfahrung zu sammeln. Vorbildlich! Genau das denkt auch das Auswärtige Amt: 2007 hat es das Studentenwerk Schleswig-Holstein für sein BaSIS-Wohnheimtorenprogramm ausgezeichnet.

Teamwork I Bei vielen Projekten kooperiert das Studentenwerk Schleswig-Holstein erfolgreich mit der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) – wie ihr Präsident, Prof. Dr. Gerhard Fouquet, bestätigt: »Unsere gute Zusammenarbeit zeigt sich auch und besonders bei der Integration der ausländischen Studierenden. So unterstützt BaSIS beispielsweise unser International Center (IC) mit dem Study Buddy Programm und bietet im Rahmen der Orientierungstage für die neuen ausländischen Studierenden ein interkulturelles Training an. Das ist sehr wertvoll, und wir freuen uns, in BaSIS einen zuverlässigen und aktiven Partner zu haben.« Das Sommersemester 2009 hat die CAU erstmals zu einem »Inter-

nationalen Semester« ernannt – mit Aktionen der Universität und des Studentenwerks soll die Internationalität des Campus präsentiert werden.

Muttersöhnchen »Wir sind Mammoni« – das beichteten Laura, Tania und Elisabetta den Teilnehmern des Italien-Abends im Edo-Osterloh-Haus. Dieser Abend war die erste Culture Session. Das ist eine neue Veranstaltungsreihe, die auf Initiative von BaSIS 2008 gemeinsam mit den Wohnheimtoren und den Vertretern der studentischen Selbstverwaltung der Wohnheime gestartet wurde. Die Länderabende finden regelmäßig jeweils in einem Kieler Wohnheim statt, dabei präsentieren die ausländischen und die deutschen Studierenden wechselseitig ihre Kultur, ihre Traditionen, ihre Musik und natürlich ihre Küche. Danach ist Party angesagt. So einfach kann gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen sein. »Mammoni« bedeutet übrigens »Muttersöhnchen«: In Italien wohnen viele junge Leute bis zu ihrer Heirat bei den Eltern.

Teamwork II BaSIS kann noch mehr: 2006 hat es den Runden Tisch in Kiel mitbegründet. Auf dieser Veranstaltung diskutieren die entscheidenden Akteure der Hochschullandschaft Schleswig-Holstein einmal im Semester über

aktuelle Entwicklungen in Bezug auf die ausländischen Studierenden. Vertreten sind: alle Hochschulen in Kiel und Flensburg, das Studentenwerk, die jeweiligen Ausländerbehörden, das Lektorat Deutsch als Fremdsprache beziehungsweise die Leiter internationaler Studiengänge von den Hochschulen sowie Vertreter der studentischen Gremien. Seit 2008 existiert der Runde Tisch auch in Flensburg. Er wurde maßgeblich von der Leiterin der Abteilung Soziale Betreuung, Angelika Prochnow, begründet.

Fazit: Für die Landeshauptstadt Kiel ist das Projekt BaSIS des Studentenwerks Schleswig-Holstein längst zu einer festen Größe geworden, wie die Oberbürgermeisterin, Angelika Volquartz (CDU), bestätigt: »Wir schätzen die Leistungen und die Zusammenarbeit mit BaSIS außerordentlich. Als attraktiver und renommierter Hochschulstandort für Studierende aus aller Welt profitiert Kiel von der BaSIS-Arbeit. Die enge und vertrauensvolle Kooperation von BaSIS mit der Ausländerabteilung des städtischen Bürger- und Ordnungsamts hat viel dazu beigetragen, Kiel als liebens- und lebenswerte Stadt zwischen den Meeren zu präsentieren.« jaw

→ www.studentenwerk-s-h.de



»Das Studentenwerk Schleswig-Holstein ist Partner aller Studierenden des Landes – vor allem für die ausländischen Studierenden. Unsere Abteilung »Soziale Betreuung« liefert daher mit ihrer Einrichtung BaSIS gezielt »Beratung und Service für Internationale Studierende«. Dabei ist BaSIS eng mit unseren anderen »Marken« vernetzt: Mensen, Wohnheime, BAföG und Kultur. Mit BaSIS bieten wir – in enger Zusammenarbeit mit den Hochschulen – günstige Rahmenbedingungen für eine weitere Internationalisierung des Studiums.«

Günter Kellotat, Geschäftsführer des Studentenwerks Schleswig-Holstein



Dr. Christoph Paulus, 48 Jahre, Akademischer Oberrat, seit 27 Jahren Mensagänger, isst gerne Schweine-Gulasch mit Nudeln.



Lisset Cespedes Morales, 34 Jahre, studiert Computer- und Kommunikationstechnik und steht auf Lamm-Curry mit Reis und grünen Bohnen.



Nico Peter, 20 Jahre, studiert Mikrotechnologie und Nanostrukturen und mag Chili con carne.

Wer isst was?

MENSEN Stimmt das Klischee vom Maschinenbau-Studenten, der sich nur von Schnitzel-Pommes ernährt? Essen Frauen anders als Männer? Was wollen die Studierenden in der Mensa? Eines ist klar: Schnitzel gehen immer.

—Die zwei Millionen Studierenden in Deutschland gehen gerne in die Mensa. 83 Prozent nutzen im Laufe einer Woche die hochschulgastronomischen Angebote der Studentenwerke, im Durchschnitt sogar viermal pro Woche. Klassischerweise steht das Mittagessen im Vordergrund, weit häufiger als Zwischenmahlzeiten, Frühstück und Abendessen. Dies belegen die Daten der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks.

Ist Mensaessen männlich?

Faktoren wie Geschlecht, Alter und Studienrichtung beeinflussen das »Mensaverhalten« der Studierenden: Unter den Stammgästen, die mindestens dreimal pro



Luca Mechel, 6 Jahre, geht in die Kita des Studentenwerks auf dem Campus Saarbrücken. Sie liebt Nudeln in allen Varianten.

Tim Heyne, 28 Jahre, studiert Sport und Geografie und isst gerne Hähnchenbrustfilet mit Currysoße.

Woche in der Mensa oder Cafeteria essen, sind 49 Prozent Männer und 30 Prozent Frauen. Angehende Ingenieure sind die »treuesten« Mensagäste, Studierende der Sprach- und Kulturwissenschaften hingegen kommen seltener. BAföG-Empfänger nutzen das Angebot an Mittagsverpflegung in den Studentenwerks-Mensen häufiger als Nicht-Geförderte.

Frauen essen anders

Man mag den Unterschied der Geschlechter deuten, wie man will: Frauen und Männer sind offenbar nicht nur anders, sie ernähren sich auch anders. Männer essen doppelt so viel Fleisch und Wurstwaren wie Frauen, übrigens auch schon als Kin-

der. Frauen verzehren mehr pflanzliche Lebensmittel, besonders Obst. Auch hier bestehen die Unterschiede schon in der Kindheit und bleiben bis ins hohe Alter erhalten.

Und was essen die Studierenden? Schnitzel & Pommes hui, Obst & Gemüse pfui? Entspricht das Klischee vom Schnitzel-Pommes essenden Maschinenbau-Studenten wirklich der Realität?

Schnitzel, Schnitzel, Schnitzel

Tatsächlich gehören Schnitzel in allen Variationen zu den absoluten Rennern auf den Speisekarten der deutschen Hochschulmensen. Die Nachfrage nach diesem Stück Fleisch ist so groß, dass

zum Beispiel in der Mensa Rempartstraße des Studentenwerks Freiburg jeden Tag Schnitzel und Fritten angeboten werden. Jährlich werden im gesamten Bundesgebiet etwa 11,7 Millionen Schnitzel in den Mensen der Studentenwerke vertilgt, dazu kommen 2,7 Millionen Kilogramm Pommes frites. Aneinandergelegt ergäben all diese frittierten Kartoffelstäbchen insgesamt eine Länge von ungefähr 46 552 Kilometern. Sie würden damit mehr als ein Mal um die ganze Erde reichen! In ihrem Ernährungsverhalten zeigen Studierende jedenfalls keinen Unterschied im Vergleich zur Gesamtbevölkerung. Alles also heiß und fettig sowie ernährungsphysiologisch unvorteilhaft, wie zu erwarten war? Ganz und gar nicht.



Dr. Thomas Trautmann, 51 Jahre, Professor für Erziehungswissenschaften, isst gerne Chicken Nuggets mit Reis.



Marvin Schulz, 21 Jahre, Physikstudent, liebt Milchreis mit Früchten.

Ohne Vitamine geht es nicht

Die Studentenwerke glänzen auch mit Vitaminschüben für ihre Studierenden, sie verarbeiten beachtliche Mengen von Obst und Gemüse. Jährlich halten 10,8 Milli-

Gesundheitsbewusste Ernährung nimmt zu. Kaum eine Mensa ohne Salatbar, die Nachfrage nach leichten Produkten wie Geflügel, Fisch und Gemüse steigt stetig. Damit liegt die Hochschulgastronomie

Obst und Gemüse ist im vergangenen Jahr angestiegen, ebenso der Konsum von Fisch und Geflügelfleisch. Rückläufig ist hingegen der Verbrauch von Alkohol, Eiern, Fleisch und tierischen Fetten in Deutschland. Also wird Mensaessen auch wieder weiblicher, wie auch der Anstieg von Bioprodukten in Mensen belegt.

»Alle Hochschüler zusammen trinken im Laufe eines Jahres über zehn Millionen Liter Kaffee, was einem Volumen von mehr als vier olympischen Schwimmbecken entspricht«

onen Tomaten, 2,6 Millionen Salatköpfe und gut 2,5 Millionen Bananen Einzug in die Küchen der Hochschulgastronomie. Ein klarer Gegentrend zu Schnitzel&Co.

der Studentenwerke voll im Trend, wie der neue Ernährungsbericht 2008 der Deutschen Gesellschaft für Ernährung bestätigt. Der Verbrauch von Getreide,

Ein Drittel will Bio

Inzwischen erwartet schon rund ein Drittel der Studierenden ein Angebot von ökologisch erzeugten Produkten in den Mensen und Cafeterien. Knapp 80 Prozent der Studentenwerke, genauer 45 von 58, bieten den Studierenden inzwischen in mehr als 140 Mensen Bio-Essen. Und das offizielle Bio-Siegel tragen inzwischen schon 33 Studentenwerke, wofür sie sich



Marianne Schlünkers, 58 Jahre, Sekretärin im Fachbereich Psychologie, lässt sich Matjes Hausfrauenart mit Kartoffeln schmecken.



Nazgul Ybykeyeva, 25 Jahre, studiert Sozialökonomie und freut sich auf ihren Salat.



Alexey Yurkovetskiy, 24 Jahre, studiert Romanistik und isst gerne Eintopf.

Die Renner in deutschen Mensen

1. Schnitzel
(in allen Varianten)
2. Kartoffeln
(für Salz-, Bratkartoffeln, Kartoffelpüree etc.)
3. Nudeln/Nudelgerichte
4. Pommes frites
5. Currywurst
6. Salat
(inklusive Tomaten, Gurken)
7. Fischfilet
8. Mischgemüse
9. Kaffee
10. Milchreis

den strengen Kontrollverfahren nach der EG-Ökoverordnung unterziehen mussten. Gerade bei Bio ist für viele Studentenwerke der Einsatz von regionalen Produkten selbstverständlich; als Großabnehmer stärken sie damit auch die regionale Wirtschaft.

Abwechslung

Studierende wollen keinen Einheitsbrei oder im Hochsommer ein typisches Wintergericht essen. Saisonbedingte Aktionswochen sind daher stark gefragt. Die Erinnerung an Omas Rezepte und der Wunsch nach typisch regionalen Spezialitäten nimmt auch wieder zu. Rheinischer Sauerbraten ist in einigen Mensen inzwischen wieder ein Renner, und es ist wohl kaum verwunder-

lich, dass schwäbische Studierende nicht auf Spätzle und Maultaschen verzichten wollen.

10 Millionen Liter Kaffee

Eines zeichnet alle Studierenden von Norden nach Süden gemeinsam aus: der Durst nach Kaffee. Zusammen trinken sie im Laufe eines Jahres über zehn Millionen Liter und könnten damit mehr als vier olympische Schwimmbecken füllen.

Hauptsache günstig?

Alles in allem bereiten die 58 Studentenwerke in ihren rund 740 Mensen, Bistros und Cafeterien etwa 80 Millionen Essen jährlich zu. Das reicht aus, um alle Bewohner einer mittleren Großstadt wie Freiburg ein Jahr lang täglich mit einer Mahlzeit

Champions League

STERNEKOCHE Holger Stromberg kocht normalerweise für die deutsche Fußball-Nationalmannschaft. Beim Studentenwerk München ging der Sternekoch in die Mensa – und war beeindruckt.

DSW-Journal: Herr Stromberg, Sie wissen, wie man eine Nationalmannschaft mit gutem Essen zum Laufen und zum Toreschießen bringt. Wissen Sie auch, was die Studierenden kulinarisch zu Höchstleistungen im Studium auflaufen lässt?

Stromberg: Man kann nicht nur die Versorgung der Muskeln und die Kondition durch gezielte Ernährung verbessern, sondern auch die geistige Leistung dadurch steigern. Ich würde mir vor Prüfungen nicht unbedingt einen riesigen Teller Nudeln reinknallen. Ich würde auch keine dunklen Fleischsorten wählen, die sind eher schwer verdaulich. Ich empfehle leichte Kost wie Fisch und Gemüse, Gewürze sind ganz wichtig, denn die regen den Stoffwechsel und damit die Durchblutung an. Ingwer, Knoblauch, Rosmarin, um nur einige Beispiele zu nennen. Und dann reicht die Durchblutung auch bis in die Gehirnzellen, und sicher hilft es dann bei dem einen oder anderen Punkt hinter dem Komma der Noten.

Sie haben beim Studentenwerk München für ein paar Tage als Mensa-Koch täglich für 3000 Studierende der LMU München gekocht. Da durften Sie wahrscheinlich mehr ausgeben als das, was der Mensachef normalerweise zur Verfügung hat.

Ja, das war eine Aktion, die von einem Telekommunikationsunternehmen subventioniert wurde. Ich habe mich schon bemüht, in der Preis-Liga der Mensen zu spielen. Es gibt ja wirklich sensationell günstige Preise von 1,20 bis 4,80 Euro. Damit ein Essen auf den Teller zu zaubern, das ist schon eine Kunst für sich. Und die Köche in der Mensa haben sehr, sehr frisch



ZUR PERSON

Holger Stromberg

37 Jahre alt, geboren in Münster und aufgewachsen in Waltrop in Nordrhein-Westfalen. Stromberg war der zweit-jüngste Koch in Deutschland, der mit einem Michelin-Stern ausgezeichnet wurde. Er ist Inhaber der Veranstaltungslocations und Restaurants »Kounge«, »Lagerhaus5«, »G-Munich« und »Curry73« in München sowie des Gasthauses »Stromberg« in Waltrop. Seit 2007 ist Stromberg Koch der Deutschen Fußball-Nationalmannschaft.

und sogar sehr gut gekocht, dazu noch schnell und preiswert. Allerdings bin ich sicher, dass man immer noch etwas verändern und verbessern kann.

Wundert es Sie, dass Pommes, Pasta und Paniertes oben auf der Renner-Liste der Studierenden beim Mensa-Essen stehen?



Eigentlich nicht. Warum sollen Studierende andere kulinarische Vorlieben haben als der Rest der Bevölkerung? Es kommt bei allen Speisen auf Herkunft, Inhaltsstoffe und die Verarbeitung an. Sind diese Kriterien erfüllt, steht dem Genuss nichts mehr im Wege. Meine Faustregel bei allem – und vor allem bei der Ernährung – heißt allerdings: »Alles in Maßen«!

Die Studierenden von heute essen bewusster als früher, vor allen Dingen mehr Salat und Gemüse.

Bewusste Ernährung bedeutet das Wissen über die Auswirkung von Lebensmitteln in Bezug auf Gesundheit und Wohlbefinden. Geschmack und Genuss spielen aber weiterhin eine sehr große Rolle.

Wer jemals ein luxuriöses Auto gefahren hat, der will ja nur zu ungen wieder drei Klassen tiefer fahren. Und beim Essen ist es genauso. Wenn man einmal etwas richtig Gutes im Leben gegessen oder getrunken hat, dann kann man Vergleiche ziehen und möchte das Schlechte sicher nicht mehr.

Die Gäste probieren Salat und Gemüse, ist es eine Top-Qualität und perfekt abgeschmeckt, dann sind sie auch heiß darauf; verknappt man es anschließend noch künstlich, ist es schon etabliert! Der persönliche Wohlfühleffekt wie zum Beispiel eine Leistungssteigerung, Gewichtsreduktion etc. unterstreicht dann vielleicht die eher unbewusste Ernährungsumstellung. Allmählich wird's einem dann bewusst!

Was ist Ihnen während Ihrer Tätigkeit in der Mensa besonders aufgefallen?

Als ich in der Mensa der TU München gekocht habe, habe ich mir erst einmal ein Megaphon gekauft. Der Ablauf war immer der gleiche: Die Studenten haben sich permanent miteinander unterhalten, die Frauen hinter der Theke haben sie die ganze Zeit nur zum Weitergehen aufgefordert. Das fand ich falsch. Die Köche und die Frauen hinter der Theke haben einen hervorragenden Job gemacht. Sie kochen wirklich gut – für den Preis: sehr gut. Aber von den Studenten gab es keinen Respekt, keinen Dank. Es fand überhaupt keine Kommunikation statt. Ich habe mit dem Megaphon erst einmal alle um ihre Aufmerksamkeit gebeten. Vielleicht auch ein bisschen unkonventionell. Aber ich habe gesagt: Wenn du mein Essen haben willst, schaust du mich an, du schaust mein Essen an und denkst dann darüber nach, was du hier auf dem Teller hast! Wenn nicht, gehst du einen Stand weiter. ■



Tatjana Kleinert, 22 Jahre, studiert Chemie und Religion und mag gerne Frikadelle mit Rotkohl und Kartoffeln.

zu verköstigen. Die Angebote der Mensen und Cafeterien werden von den Gästen gut und gerne angenommen, das bestätigen die seit Jahren wachsenden Umsatzzahlen. Der durchschnittliche Umsatz pro Student lag zuletzt bei knapp 190 Euro im Jahr.

Beim Preis kennen die Studierenden allerdings kein Pardon. Rund 80 Prozent beantworten die Frage, was ihnen an den Mensen und Cafeterien besonders wichtig sei, klar und deutlich: »kostengünstige Angebote«! Aber steigende Lebensmittel- und Energiepreise einerseits und sinkende staatliche Zuschüsse andererseits machen es den Studentenwerken nicht einfach, ihrem sozialen Auftrag einer hochschulnahen und preiswerten Versorgung gerecht zu werden. Und dennoch: Trotz niedriger Preise von 1,20 bis 4,80 Euro für ein warmes Hauptgericht schaffen sie es, abwechslungsreiche Kost von guter Qualität anzubieten, die für Studierende erschwinglich ist. Immer gerne auch Schnitzel und Pommes. *jf/zr*

Foto: Katrin Melcher in der Mensa des Studierendenwerks Hamburg

Bauhaus wider Willen

STUDENTENWERK THÜRINGEN Das Studentenhaus Philosophenweg in Jena sollte erst nicht nach Bauhaus aussehen. Dann aber musste gespart werden. Eine Spurensuche.

EIN HAUS ERZÄHLT SEINE GESCHICHTE

Die deutschen Studentenwerke teilen die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts: Gegründet nach dem Ersten Weltkrieg, gleichgeschaltet im Nationalsozialismus, wurden die westdeutschen Studentenwerke nach 1945, die ostdeutschen nach der Wende 1990 neu gegründet. Am Beispiel von Studentenwerks-Häusern wird diese Geschichte lebendig.

—Das Studium »darf kein Reservat der Reichen werden«, forderte der Rektor der Universität Jena 1920 und unterstützte die Gründung eines Vereins zur sozialen Förderung der Studierenden. Am Nikolaustag 1921 war es soweit: Vertreter der Universität und des AStA Jena gründeten die »Jenaer Studentenhilfe e. V.« Schon bald betrieb der Verein neben einer Verkaufsabteilung für Textil- und Kollegartikel, einer Näh- und Flickstube, einem Antiquariat und einer Akademischen Arbeitsvermittlung auch mehrere »Studentenküchen«, in denen preisgünstige warme Mahlzeiten angeboten wurden.

Ein Studentenhaus muss her

Von Anfang an war die Einrichtung eines Studentenhauses Ziel des Vereins. Ende 1922 mietete man dazu das Gebäude Gerbergasse 18 an, in dem schon eine Studentenküche betrieben wurde. Die »Studentenhilfe« zog dort ein. Die laufend steigenden Studierendenzahlen in Jena machten – wie in anderen deutschen Universitätsstädten – bald den Neubau eines größeren Studentenhauses unumgänglich. Mit dem Entwurf wurden die Architekten Ernst Neufert und Otto Bartning vom »aktiven Bauatelier der Staatlichen Hochschule für Handwerk und Baukunst Weimar« beauftragt, das Grundstück am Philosophenweg stellte die Carl-Zeiss-Stiftung zur Verfügung. Finanziert wurde das Ganze aus Landesmitteln

sowie mit Geld der Studentenhilfe, der Carl-Zeiss-Stiftung und der »Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft e.V.« (dem Vorläufer des Deutschen Studentenwerks).

Es geht voran

Anfang 1928 legten die Architekten die ersten Pläne vor. Durch verschiedene Änderungswünsche stiegen die Baukosten von zunächst 400 000 auf 680 000 Reichsmark. Um selbst diesen Preis halten zu können, wurde der Bau schließlich an einigen Stellen im Umfang reduziert, die Innenausstattung außerhalb von Mensa und Küche auf später verschoben. Grundsteinlegung war am 25. November 1929, ein

»Am beliebtesten waren die Bälle der Physiker und Chemiker mit ihren humoristischen Einlagen. Weil die Karten so schnell weg waren, blieb manchmal nur noch der Weg übers Dach, wenn man trotzdem rein wollte«

Persönliche Erinnerungen von Dr. Marianne Hermann und Dr. Hans-Joachim Gildemeister an ihr Studium in Jena in den 1950er Jahren

gutes Jahr später, im Dezember 1930, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, fand die Einweihung des »Studen-

tenhauses Jena« statt. Neben dem großen Vortrags- und Veranstaltungssaal, einem Tagescafé, mehreren kleinen Versammlungsräumen, Büros für die Studentenhilfe und den AStA verfügte das Haus über eine kleine Bibliothek und Personalwohnungen.

Kein Walmdach

Im Bauauftrag formulierte die Studentenhilfe Jena, der Bau solle neben der sozialen Funktion »ein neuer Anziehungspunkt der Universitätsstadt« werden, »Zweckmäßigkeit und Beschränkung sollen als Prinzip der Schönheit des Gebäudes wirksam werden«. Wichtig hierfür war die Positionierung des Gebäudes am oberen Ende des Prinzessinnengartens, wodurch eine Nord-Süd-Ausrichtung entstand, verbunden mit dem Ausblick über die Stadt und das Saaletal bis hin zum Jenzig. Um den alten Baumbestand zu schonen, setzte Neufert das Studentenhaus weiter von der Straße zurück als baupolizeilich verlangt. Strukturiert wurde der Bau von einem Raster mit den Maßen vier mal sechs Meter, das Neufert festlegte, um zwischen den Säulen des Speisesaals jeweils Tische für acht Personen stellen zu können. Das heutige, bauhaustypische Äußere des Gebäudes war dabei keineswegs von vornherein festgelegt. Erst in einer späten Planungsphase (vierter Entwurf) entfielen aus Kostengrün-





IN ZAHLEN

STUDENTENHAUS PHILOSOPHENWEG

Erbaut 1929/1930; Baukosten 680 000 Reichsmark; damalige Kapazität 800 Essen pro Schicht; von 1989 bis 1994 saniert und umgebaut; Gesamtkosten 29 Millionen DM; Nutzfläche 3300 Quadratmeter; insgesamt 700 Sitzplätze; Kapazität heute 3000 Essen pro Schicht; großer Saal, Veranstaltungsräume; Geschäftsstelle des Studentenwerks Thüringen. → Studentenhaus, Philosophenweg 20, 07743 Jena

Das **Studentenwerk Thüringen** betreut heute knapp 50 000 Studierende an den acht Hochschulstandorten Jena, Weimar, Erfurt, Ilmenau, Nordhausen, Schmalkalden, Eisenach und Gera; 515 Beschäftigte, 40 Millionen Euro Jahresumsatz, 61 Wohnanlagen, 7 700 Wohnheimplätze, 18 Mensen und Cafeterien mit 6 600 Plätzen, sechs Kitas mit rund 600 Plätzen, 60 Millionen Euro BAföG-Auszahlungen jährlich.

→ www.studentenwerk-thueringen.de

den das ursprünglich geplante Walmdach und verschiedene Gebäudedetails. Letztlich ist die kubisch-gedrungene, gestreckte Form des dreistöckigen Bauwerks mit Flachdach und Fensterbändern also Ergebnis einer Kostendiskussion und keine ästhetische Entscheidung für den Bauhausstil a priori, auch wenn es heute danach aussieht. Dennoch hat der rote Klinkerbau alle durch seine elegante, finale Form überzeugt.

Drehschwingsitze

Neufert übernahm die Detailplanung und Ausstattung im Wesentlichen alleine. Dabei verwendete er eine Vielzahl eigener Erfindungen: So die »Universalsohlbank« unter den Fenstern und die modifizierten Drehfenster. Die Neufert'schen Linoldeckschienen für den Bodenbelag und seine Drehschwingsitze auf der Empore sind bei der Renovierung 1993 leider entfernt

worden. Die Bauausführung orientierte der international erfahrene Neufert am »amerikanischen System« rationellen Bauens. Dass der Architekt auch einen »Ruheraum für Studentinnen« vorsah, entsprach damaligen Gepflogenheiten, lange vor dem »Gender-Mainstreaming«.

Krieg und Frieden

Das Studentenhaus blieb – wie die Universität Jena – bis kurz vor Kriegsende geöffnet. Die NS-Diktatur endete für Jena im April 1945, als Einheiten der US-Armee kampflos einrückten. Nach der vertragsgemäßen Übergabe der Stadt an die Sowjetische Militäradministration im Juli 1945 (die Amerikaner nahmen bei ihrem Abzug die wichtigsten Fachleute der Firmen Schott und Zeiss mit) wurde die Mensa am Philosophenweg zunächst von der Sowjetarmee requiriert. Während die Universität am 15. Oktober 1945 bereits wieder ihren Betrieb aufnahm, bekam das Studentenwerk sein »Studentenhaus« erst im November 1945 zurück.

Unhaltbare Zustände

Das Studentenwerk Jena ging 1948 in der Hauptabteilung Wirtschafts- und Sozialeinrichtungen (WSE) der Universitätsverwaltung auf. Um- und Ausbauten des Studentenhauses fanden zwar noch statt, im Wesentlichen lief der Betrieb jedoch mit der technischen Ausstattung von 1930. Seit 1975 geplante Rekonstruktionsmaßnahmen unterblieben, die hygienischen Zustände spotteten schließlich jeder Beschreibung. Am 1. Juli 1989 wurde die Mensa Philosophenweg

daher auf Anweisung der Kreisgesundheitsinspektion endgültig dichtgemacht. Bereits seit 1987 lagen Pläne zur Generalsanierung des Gebäudes vor. Anfang Januar 1990 begannen erste Rekonstruktionsarbeiten. Nach einem Planwechsel wurden die Arbeiten im Frühsommer 1991 unter der Regie des inzwischen wiederbegründeten Studentenwerks Jena fortgesetzt.

Rückbau und Wiedereröffnung

Zunächst wurde das Studentenhaus bis zum Rohzustand »rückgebaut«. Danach begann schrittweise der neue Innen- und Außenausbau – er wurde im Herbst 1994 vollendet. Am 4. Oktober wurde angekocht, zwei Tage später konnte das in neuem Glanz erstrahlende geschichtsträchtige Bauwerk wiedereröffnet werden. Seitdem nimmt das »Studentenhaus Philosophenweg« wieder einen zentralen Platz im universitären Kosmos Jenas ein. Nicht nur als Mensa, sondern auch als Sitz des Studentenwerks Jena-Weimar, seit 2007 des Studentenwerks Thüringen. Und für Hausmeister Martin Hoffmann, der seit der Wiedereröffnung mit seiner Familie im obersten Stockwerk des Gebäudes wohnt, ist ohnehin jeder Tag im Studentenhaus Philosophenweg ein Fest, wie er sagt. ■

DER AUTOR

Alexander Knaak

48, ist Publizist und Lektor







Die Nahbare

MARION SCHICK Egal, wo man sie trifft, sie ist immer hochkonzentriert, gelassen, gutgelaunt. Damit ist sie eine Ausnahme in der akademischen Funktionärsszene.

VON TANJEV SCHULTZ

—Marion Schick sitzt in ihrem Münchner Büro im 16. Stock und blickt auf die Alpen. Sie hat es nach ganz oben geschafft, bei der Fraunhofer-Gesellschaft gehört sie zum vierköpfigen Vorstand. Sie ist zuständig für Patente und Lizenzen und für das Personal; die Fraunhofer-Gesellschaft hat 14 000 Mitarbeiter, es ist bundes- und europaweit die führende Organisation für angewandte Forschung. Die neue Herausforderung hat sie gereizt, im Herbst 2008 gab sie dafür ihren Posten als Präsidentin der Hochschule München auf. Das Gefühl, Chefin zu sein, kennt sie schon lange, aber nun ist Marion Schick endgültig einer der wichtigsten Manager im deutschen Wissenschaftsbetrieb. Manager? Managerin!

Marion Schick ist auch eine der wichtigsten Frauen in der deutschen Wissenschaftsszene, als Hochschulpräsidentin wurde sie schnell über Bayern hinaus bekannt. Sie ist eine allgegenwärtig wirkende Kämpferin: für mehr Frauen in der Forschung, mehr Rechte der Fachhochschulen, mehr Autonomie der Wissenschaft. Die Liste der

→ Gremien, in denen sie arbeitet oder gearbeitet hat, ist einschüchternd lang. Eine Kostprobe? Also bitte: Hochschulrat in Lüneburg und Hamburg, Stiftungsrat der Hochschule Osnabrück, Beraterkreis für Hochschulentwicklung des Landes Baden-Württemberg, wissenschaftlich-technischer Beirat der Bayerischen Staatsregierung, Kuratorium der SWM Bildungsstiftung, Beirat der bayerischen Forschungsstiftung, Kommission für die Hochschullandschaft in Schleswig-Holstein, Beirat des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE). Und so weiter und so weiter.

Gibt es Marion Schick vielleicht zwei- oder dreimal? Wie kann sie sonst alle diese Sitzungen schaffen, und vor allem: Wie kann es sonst sein, dass jedes Mal, wenn man ihr begegnet,



ZUR PERSON **Marion Schick**

1958 in Schrobenhausen geboren, schloss Marion Schick 1981 ihr Studium als Diplomhandelslehrerin an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ab. 1987 folgte die Promotion zum Dr. phil. 1993 wurde sie als Professorin im Fachbereich Wirtschaftsingenieurwesen an die Hochschule München – University of Applied Sciences München berufen. Es folgten die Stationen Prodekanin, Vizepräsidentin und Präsidentin der Hochschule München. Seit Oktober 2008 ist Marion Schick im Vorstand der Fraunhofer-Gesellschaft München für Personal und Recht zuständig. Neben vielen anderen Funktionen war sie auch von 2002 bis 2005 Vorstandsmitglied des Deutschen Studentenwerks. Marion Schick ist verheiratet und hat zwei Kinder.

ob zufällig in einem Berliner Café oder geschäftsmäßig bei einer Konferenz, man Marion Schick nicht nur hochkonzentriert antrifft, sondern zugleich gelassen, ausgelassen, gutgelaunt. Manchmal, sagt sie, frage sie sich selbst, warum sie das alles mache. »Dann sage ich zu mir: Du spinnst doch!« Aber da ist dieser Drang, etwas zu bewegen und dabei selbst etwas zu lernen. Den eigenen Horizont immer noch erweitern zu können, ist ihr sehr wichtig.

Alf Zimmer, Rektor in Regensburg, sagt von seiner Kollegin, sie sei sehr willensstark, aber kompromissfähig und offen für andere Argumente. Als Sprecher der bayerischen Universitäten hat Zimmer lange Zeit Seite an Seite mit Schick gearbeitet, mitunter auch in Opposition zueinander. Schick hat die Interessen der Fachhochschulen vertreten, Zimmer die der Unis. Schick hat selbstbewusst die Forschung der Fachhochschulen gestärkt und in München die Bologna-Reformen früh und zielstrebig umgesetzt; nicht immer haben das die Kollegen an den Universitäten mit Wohlwollen begleitet. Doch Zimmer sagt, mit Schick lässt sich gut reden, erst recht, wenn es darum geht, gemeinsam gegenüber dem Ministerium aufzutreten. Und im Kreise der Rektoren habe sie als Frau »besondere Aufmerksamkeit erregt«.

Marion Schick war vor neun Jahren die erste Frau an der Spitze einer bayerischen Hochschule. Ihren Charme und ihre Herzlichkeit hat sie sich in den vielen Männerrunden, in denen sie seither sitzt, bewahrt. Sie gehört zu der Sorte Frauen, die von Männern dafür geschätzt werden, dass sie so klar und ungekünstelt sind. Marion Schick kann auch einmal spät abends noch losziehen, um ein oder zwei Bier zu trinken, und sie ist eine Dame, die einen Scherz verträgt. Mit anderen Worten, und in den Kategorien der Männer gedacht: Sie ist ziemlich unkompliziert und nicht zickig. In der akademischen Funktionärszene, in der so viele eher angestaubte, etwas umständliche Herren oder allzu schneidige und eitle Managertypen unterwegs sind, ist sie eine Attraktion.

Marion Schick hat etwas Nahbares, weshalb sie auch für Studenten eine gute Gesprächspartnerin ist. Beim Deutschen Studentenwerk war sie von 2002 bis 2005 Vizepräsidentin, dort hat sie die Gespräche mit Studenten als sehr bereichernd empfunden. Auch die Kontroversen. Schick hält maßvolle Studiengebühren für sinnvoll, um die Hochschulen besser auszustatten und unter größeren Erwartungsdruck zu setzen. Sie hat aber Verständnis für die finanziellen Nöte vieler Studenten; die Debatten im Deutschen Studentenwerk hätten ihr noch einmal bewusst gemacht, welchen Spagat viele aushalten müssen, um Studium und Nebenjobs miteinander zu vereinbaren. Als die ersten Bundesländer damit begannen, Studiengebühren einzuführen, war Schick schon nicht mehr im Präsidium des Studentenwerks. Das hat ihr größere Konflikte erspart.

In Bayern war sie bereits im Gespräch für das Amt der Wissenschaftsministerin, es wäre eine professionelle Wahl gewesen. Marion Schick hat kein Parteibuch. Feste Gruppen- und Vereins-



»Mir tut es für die Männer leid, wenn sie nie auf ihr Privatleben angesprochen werden«

mitgliedschaften sind nicht ihre Sache. Vor kurzem wurde ihr die bayerische Verfassungsmedaille verliehen, das Bundesverdienstkreuz hatte sie schon. Wer hätte das gedacht, damals in Schrobenhausen, der kleinen bayerischen Spargel-Stadt, in der Marion Schick aufwuchs! Sie hat vier Geschwister, zwei ältere, zwei jüngere, da war immer etwas los, die Mutter war schwäbisch durchorganisiert und christlich verwurzelt, der Vater, ein Ingenieur, »hat uns zum Denken angehalten«. Er war als Sudetendeutscher nach Bayern gekommen; der Krieg, die harte Zeit nach 1945, der Vater musste sich ganz schön durchschlagen – »aber er hatte überhaupt nichts Verbittertes«, sagt Schick.

Und so wirkt auch die Tochter offen und optimistisch, zugleich bodenständig. Sie reist viel herum, doch all die Jahre seit dem Studium ist sie in München geblieben. Hier erwarb sie ihr Diplom als Handelslehrerin, sie arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität der Bundeswehr, am Lehrstuhl für Berufspädagogik. Sie interessierte sich von Anfang an für Personalentwicklung, nach der Promotion ging sie als Trainerin für Führungskräfte zum ADAC und zur Allianz, später ins Marketing von Rodenstock. Mit 35 Jahren wurde sie BWL-Professorin an der Fachhochschule. Man kann sich Marion Schick schwer vorstellen ohne die Frauenkirche und ohne das rollende bayerische R, das sie auch in ihrem guten Englisch in Palo Alto oder Berkeley hören lässt.

Schick ist jetzt 50 Jahre alt, ihr Sohn fast erwachsen, ihre Tochter erst 13; die Kinder helfen ihr, auf dem soliden bayerischen Boden zu bleiben. Sie sagen ihr: »So kannst du vielleicht bei der Arbeit reden, aber nicht mit uns!« Stört es sie eigentlich, immer wieder darauf angesprochen zu werden, eine Frau zu sein und wie sie das alles schaffe und mit den Kindern in Einklang bringe? Nein, sagt sie lachend, sie habe es doch gerne, als Frau wahrgenommen zu werden. Und, fügt sie ernst hinzu,

sie bedauere eher die Männer, die am Arbeitsplatz roboterhaft ihre Gefühle verbergen. »Mir tut es für die Männer leid, wenn sie nie auf ihr Privatleben angesprochen werden.«

Seit vergangenem Jahr leitet Schick die Expertenkommission für den Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, eingesetzt von Familienministerin Ursula von der Leyen. Darin möchte Schick auch politische Empfehlungen formulieren, sie will das Land öffnen für »menschlichere Lebensläufe«, weg von der Illusion ungebrochener Karrierewege. Es müsse mehr Zeit und Raum geben für Kinder und Ältere, das Standardmodell der Sozialversicherung sei ein Anachronismus.

Marion Schick hat selbst einen ziemlich ungebrochenen Weg hinter sich, sie hat schnell studiert, hat zügig Karriere gemacht, ihr Terminkalender ist stets gut gefüllt. Wenn sie abspannen will, entscheidet sie sich spontan für einen Theater- oder Kinobesuch. Sie sitzt – oder liegt – gerne auf dem Sofa und hört Radio, zum Beispiel die Sendungen der Psychologin Brigitte Lämmle, die Menschen am Telefon Rat gibt. Lämmle ist witzig, tolerant, konstruktiv und immer sehr professionell. Marion Schick imponiert das, sie ist ja selbst so ähnlich. Sie durchschaut, wenn jemand blufft, Angeberei kommt bei ihr nicht gut an. Die neuen Bachelor-Studiengänge hat Schick stets verteidigt, aber manchmal befürchtet sie nun, die Studenten könnten sich nur noch instrumentell Wissen für die Karriere aneignen und zu wenig nach links und rechts schauen. Bei all den Credit points, Prüfungen und Praktika dürfe eines nicht zu kurz kommen: die Herzensbildung. ■

DER AUTOR

Tanjev Schultz

34, ist Redakteur für Innenpolitik, Bildung, Schule und Hochschule bei der Süddeutschen Zeitung



Aus für Studienkollegs

INTERNATIONALISIERUNG Gebührenfreie Studienkollegs als Form von Entwicklungshilfe war gestern, »Education Business« ist heute. Deutschen Hochschulen sind offenbar nur die besten und zahlungskräftigsten Ausländer gut genug.

VON HERMANN HORSTKOTTE

__Tausende Studienbewerber in Peking, Schanghai und anderswo in China warten ein-, zweimal im Jahr auf diese Nachricht: »Der Studentenvater aus Aachen kommt in unsere Stadt!« Lokale Karriereberater lotsen die Interessenten zu Hermann-Josef Buchkremer. Der Altrektor der Fachhochschule Aachen führt in angemieteten Hotelräumen oder Schulzimmern ein Bewerber-Casting für angehende Ingenieur-Studenten durch. Wer von Buchkremer angenommen wird, den erwartet in Aachen zunächst ein zehnmonatiges Propädeutikum vor dem eigentlichen Studienbeginn. Das Vorbereitungsjahr heißt nach angelsächsischem Vorbild Freshman Year. Kostenpunkt 15 000 Euro, inklusive Unterkunft.

Die Gegenrechnung: Ohne das Aachener Angebot hätten die Bewerber aus China in der Regel erst ein Jahr in der Heimat studieren müssen, um überhaupt ein Visum für Deutschland zu bekommen. Da sie zu Hause (ähnlich wie US-Amerikaner oder Russen) nur zwölf Schuljahre absolviert haben, müssen sie laut Kultusministerkonferenz (KMK) vor Studienbeginn bei uns erst eine abiturgleiche »Feststellungsprüfung« bestehen. Und deswegen praktisch noch ein Jahr ein »Studienkolleg« besuchen. Das bereitet gleichzeitig auf die »Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang«

vor. Alle diese Vorläufe erspart Buchkremer seinen Kunden. Er stellt klar: »Ich hole meine Studenten direkt von der Schule!« Unterrichtssprache in Aachen ist zunächst Englisch, erst im dritten Jahr des Fachstudiums Deutsch. Jedem Freshman und jeder Freshwoman ist nach erfolgreichem Jahresabschluss – vor internen Prüfern – ein Studienplatz in Aachen sicher. Demgegenüber

nehmen sponsern dieses Vorgehen. Es geht um den weltweiten »War for talents«, den das Beratungsunternehmen McKinsey schon vor elf Jahren ausrief. Statt des einjährigen Studienkollegs durchlaufen die Karlsruher Freshmen ein dreimonatiges »Pre-semester« (3000 Euro). Jede staatliche Hochschule in Deutschland könnte heute so oder ähnlich individuell verfahren. Schon 1998 philosophierte die KMK

»Im Kolleg habe ich das Selbstvertrauen für mein Fachstudium gewonnen«

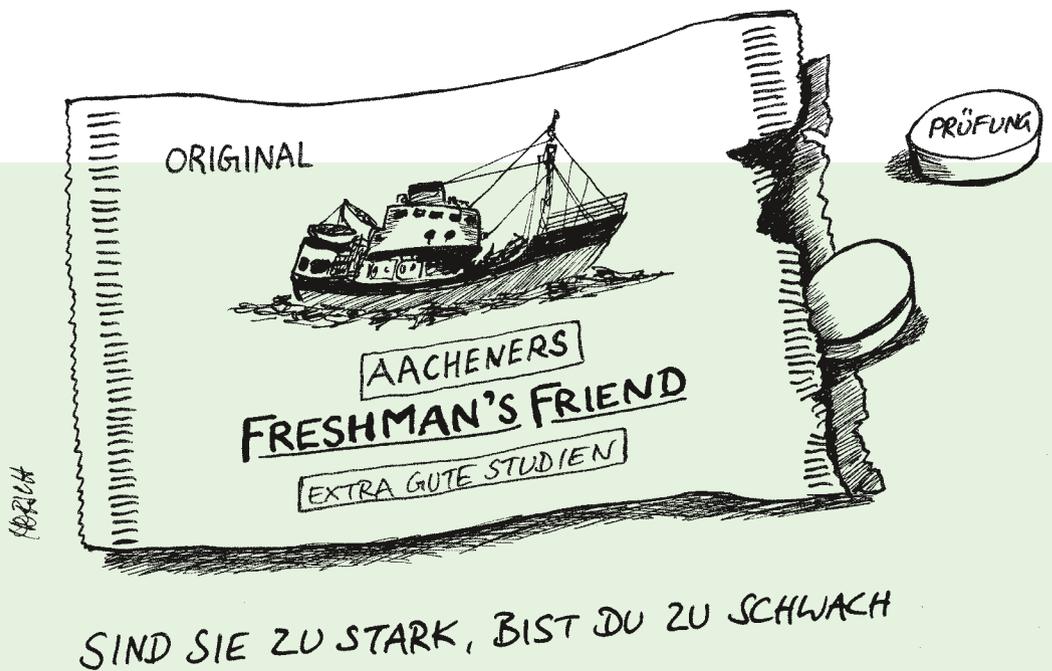
Dr. Michael Leitschkis, Kollegiat in Köln 1993/94, heute leitender Mathematiker bei der AMB Generali Holding

muss der staatlich examinierte Studienkollegiat erst noch sehen, wo er unterkommen kann. Ein weiteres Aachener Extra: Auf der Bachelor-Urkunde nach sechs Semestern zählt der Vorbereitungskurs als viertes Studienjahr – womit genau das international erwartete Normalmaß erfüllt ist!

»Pre-semester« an der Elite-Uni_Aachen ist ein Sonder-, aber kein Einzelfall. So rekrutiert das englischsprachige International Department der Elite-Uni Karlsruhe seine Maschinenbaustudenten zum Beispiel direkt von Moskauer Schulen. Deutsche Unter-

über die ausbau- und erneuerungsbedürftige »Serviceleistung Studienvorbereitung« für Ausländer. Bei »Studienangeboten mit eigenen Auswahlverfahren« sind »Abweichungen« von den Zugangswegen über das Studienkolleg ausdrücklich erlaubt. Doch gibt es keine Handvoll Beispiele dafür.

»Studienkollegiaten, nein danke!«_Das traditionelle Studienkolleg führt nur zu einer schulamtlichen Reifeprüfung, aber zu keinem wirklichen Studierfähigkeitstest. Im Übrigen umfasst dieses alte Serviceangebot bundesweit nicht mehr als 3500 Plätze, davon beispiels-



weise 300 für alle bayerischen Universitäten zusammen. Nordrhein-Westfalen schließt seine Kollegs jetzt ganz. Als Ersatz für vormals 1200 Plätze erhalten alle Unis und FHs jährlich insgesamt bis zu 200 »Hochschulzugangsstipendien« im Wert von jeweils 5000 Euro. Sie sollen damit eine eigene Studienvorbereitung organisieren. Die Hochschulen können die Stipendienplätze nach Gutdünken an die bes-

Hochschulen im Rahmen ihrer Profilierung selbst entscheiden müssen, welche Bewerber sie an sich binden wollen.«

Elitendialog statt Armutsbekämpfung – Ausländerstudium als Entwicklungspolitik, im Kampf gegen Hunger, Krankheit und Armut war eine Vision bei Gründung der Kollegs in den 1960er Jahren. »Aber

»Über das Kolleg konnte ich mich hierzulande auch sozial integrieren«

Hang Wang, Kollegiat in Köln 2000/1, DAAD-Preisträger 2006, heute Entwicklungsingenieur bei Bosch, Konzernzentrale

ten Bewerber vergeben, ohne eine Bedürftigkeitsprüfung. Statt 15 000 braucht ein Glückskind in Aachen mithin »nur« 10 000 Euro für das Freshman Year hinzublättern.

Aber neben einigen FHs ist lediglich eine einzige Uni an Rhein und Ruhr (Duisburg-Essen) an eigenen Trainingsangeboten interessiert. Stefan Bildhauer etwa vom Akademischen Auslandsamt der Uni Köln sagt: Studienkollegiaten sind keine »Zielgruppe« mehr, »keine Marktnische für uns«. Der Deutsche Hochschulverband, die Vertretung der Universitätsprofessoren, bekräftigt diesen Standpunkt: »Zur Hochschulautonomie gehört zwingend, dass die

das ist nicht mehr Leitmotiv der heute so genannten Außenwissenschaftspolitik«, erläutert Wedigo de Vivanco, Auslandsamtsleiter der Freien Universität Berlin. Ganz unverkennbar suchen zumal die Universitäten im Zeitalter der »Exzellenzinitiative« vor allem ausländische Bewerber mit erstem Studienabschluss für ein Master-Programm, möglichst das Doktorandenkolloquium. Andreas Pinkwart, Wissenschaftsminister in Nordrhein-Westfalen, der dichtesten Hochschulregion ganz Europas, erklärt, worauf es im internationalen »Wettlauf ums Wissen« ankomme:

»Entscheidend ist, was wir zu bieten haben: für die begabtesten Studierenden, für die besten Doktoranden, den talentierten wissenschaftlichen Nachwuchs.« Alle anderen sind heute offenbar weniger interessant. Auch für das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung: Es vergibt Deutschland-Stipendien nur an Postgraduierte.

Vor dem Hintergrund hat die FH Aachen Undergraduates mit dicker Brieftasche als Marktlücke erkannt. Altrector Buchkremer bemerkt nach seinem jüngsten Business-Trip: »Statt 150 könnte ich allein aus China laufend 500 Selbstzahler mitbringen – wenn ich anschließend so viel Studienplätze hätte.«

Diese Zusage ist für die Bewerber ausschlaggebend. Es gibt sie sonst nur für angehende Wirtschaftsstudenten an der Freien Universität Berlin, die ergänzend zum Studienkolleg einen verpflichtenden (aber gebührenfreien) »Vorstudienkurs« bestanden haben. Die Absolventen eines freiwilligen »Propädeutischen Vorseminars« (mit Kolleg-Lehrern) an der Uni Hamburg haben immerhin einen Bonus im Auswahlverfahren. Jetzt fordern die Kollegleiter laut ihrem Sprecher Harald Klingel, die KMK möge »studienpropädeutische Maßnahmen mit direktem Hochschulzugang« für ausnahmslos alle internationalen Bewerber einführen. Das strukturierte Bachelor-Master-Studium selbst lasse einem Starter überhaupt keinen Spielraum mehr für ein Schnuppersemester auf eigene Faust. Aachens Buchkremer preist sein Freshman Year schon einmal als die weltläufige Problemlösung an: »Wenn ich nächstens auch einige Stipendiaten aus unseren eigenen Mitteln unterstützen kann, dann bin ich Harvard in Deutschland!« Wer will denn da noch mehr, oder gar etwas anderes? ■

DER AUTOR

Hermann Horstkotte
62, ist freier Journalist
in Bonn



AUS DEN STUDENTENWERKEN

Stilvoll speisen mit Gropius & Co.

Hier wird keine alte Wäsche mehr gewaschen, sondern hier wird in moderner Ambiente gespeist und gefachsimpelt – gemeint ist die neue Mensa Nord



des Studentenwerks Berlin. Der alte Klinkerbau, der 1880 von den Architekten Gropius und Schmieden gebaut wurde, diente der Charité viele Jahrzehnte als Wäscherei. Nachdem er im Krieg zerstört und danach notdürftig wieder aufgebaut wurde, nutzte man ihn zuletzt als Materiallager. Den Vorgaben, allen Anforderungen einer modernen Großküche zu genügen und gleichzeitig den Charakter des Hauses zu erhalten, wurde man mehr als gerecht: Eine der schmucksten Mensen Deutschlands ist entstanden. Alte Bausubstanz wurde freigelegt und mit modernen Stilelementen kombiniert.



Das Innendesign zeichnet sich durch schlichte Eleganz aus, ergänzt durch eine Prise Alfred Kerr, den großen deutschen Kritiker. Die Mensa Nord ist im wahrsten Sinne des Wortes ein kultureller Leckerbissen. *ml*

→ www.studentenwerk-berlin.de

Brigitte-Diät im großen Stil



Bekanntlich lässt sich vieles leichter in Gemeinschaft meistern, so auch das Abhungern überflüssiger Weihnachtspfunde. Das dachte sich das Studentenwerk Bonn und kochte zwei Wochen lang die aktuelle Brigitte-Diät der Frauenzeitschrift BRIGITTE in seiner Mensa. Die Rezepte orientierten sich nicht allein an der Kalorienmenge, sondern an der Energiedichte, das heißt: wenig Kalorien und Sättigungsgefühl. Rund 3800 Diät-Essen wurden an die Studierenden, Bediensteten des Studentenwerks und der Hochschule sowie an externe Gäste verkauft. Wer kann bei Gerichten wie »Hähnchen Pilaw«, »Penne mit Avocado-Pesto« oder »Südstaatenreis mit Garnelen« auch vorbeigehen? Übrigens haben auch männliche Gäste gerne zum Diät-Essen gegriffen. *ml*

→ www.studentenwerk-bonn.de

Die Pizzarutsche



In Dresden darf die Pizza rutschen – und zwar dem Gast direkt auf den Teller. Um in der Mensa Reichenbachstraße den rund 1600 Gästen im Selbstbedienungsbereich auch leckerere Pizzen anzubieten, stellte sich zunächst die Frage nach der praktischen Umsetzung: gut soll es schmecken, frisch und appetitlich aussehen. Das Studentenwerks-Team um Steffen Klöß setzte sich zusammen, diskutierte und tüftelte so lange, bis die Pizza-Rutsche erfunden war. Jetzt kommt die Pizza Texas, Colorata oder Vegetaria knusprig aus dem Ofen und rutscht – schön warmgehalten – stufenlos bis in die erste Reihe nach. Direkt zum Gast. So schön kann rutschen sein. *avw*

PERSONALIA

Neu an der Spitze



Der Profi Langjährige und vielfältige Verantwortung in Führungspositionen – das charakterisiert die Vita von **Alexander Bojanowsky**. Seit dem 1. Februar 2009 ist eine neue Erfahrung hinzugekommen: Als Geschäftsführer

leitet er das Studentenwerk Bonn. Nach seinem Studium an der Technischen Universität München war der 1956 geborene Diplomingenieur für zahlreiche mittelständische Unternehmen und Non-Profit-Organisationen als Manager tätig – zuletzt für die deutsch-niederländische TiasNimbas Business School in Bonn. Neben dem Big Business ist es dem Vater von zwei Kindern wichtig, sich regelmäßig Zeit für sein ehrenamtliches Engagement zu nehmen. *jaw*



Coming home Er wird sich erst wieder eingewöhnen müssen: Von weit her – aus Tokio, Japan, kommt er zurück nach Deutschland. Nach Hause. Mit seiner Familie. **Michael Postert** ist seit dem 1. Februar 2009 der neue

Geschäftsführer des Studentenwerks Karlsruhe. Im Land der aufgehenden Sonne hat der Manager zunächst unter anderem für das Deutsche Sprachkolleg Heidelberg und DaimlerChrysler gearbeitet – seit 2005 für IKEA. Studiert hat der 1971 geborene Volkswirt in Frankreich, Deutschland, Großbritannien und den USA. Seine knappe Freizeit verbringt das Sprachgenie (sechs!) gerne unter Wasser, beim Scuba diving. *jaw*

DSW-Journal
Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
Ausgabe 1/2009

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V.
Monbijouplatz 11
10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde,
Generalsekretär

Chefredaktion: Marijke Lass (ml)
marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion:
Prof. Dr. Rolf Dobischat, Sven Engel (se), Jessica Fischer (jf),
Stefan Grob (sg), Sabine Jawurek (jaw), Constantin Quer,
Nicole Wenzel (we), Angela von Wietersheim (aww),
Jörg-Markus zur Oven (zr)

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt:
Christian Füller, Dr. Hermann Horstkotte, Dr. Alexander Knaak,
Dr. Tanjev Schultz, Frank van Bebber

Fotos:
Behr's Verlag, Valerio Capello, Anja Cord, Die Hoffotografen,
DSW, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Harald Fuhr, Fabian
Helmich, Kay Herschelmann, Hochschulrektorenkonferenz, Eric
Lichtenscheidt, Iris Maurer, Katrin Melcher, picture alliance/
dpa, Strandperle, Studentenwerke Augsburg, Dresden, Freiburg,
Schleswig-Holstein, Thüringen, Rolf K. Wegst

Karikatur: Wolfgang Horsch
wolfgang@hochschcartoons.de

Illustration: Jörg Volz

Grafik: Kerstin Schröder

Produktion: Utz Zimmermann (www.utzit.com)

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
succidia AG, Bodo Fiedler, Tel.: 06151/3 60 56 25,
fiedler@succidia.de, dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2009

Redaktionsanschrift:
Deutsches Studentenwerk e.V.
Redaktion DSW-Journal
Monbijouplatz 11
10178 Berlin
Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
Fax: +49(0)30-29 77 27-99
E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem
DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der
Redaktion erlaubt.



»Wenn die Zahlen stimmen, stimmt auch der Rest«

DSW-KURZPORTRÄT

Geld ist ihre Welt

Elke Zühlke, 51, Finanzbuchhalterin

Elke Zühlke ist wirklich eine: eine echte Berlinerin. Eigentlich gilt diese Spezies seit Jahren als ausgestorben, denn längst haben Rheinländer, Schwaben und Sachsen die Hauptstadt erobert. Aber Elke Zühlke hält unerschütterlich die Stellung: Seit 2002 im Deutschen Studentenwerk, in der Finanzbuchhaltung. Hier prüft und zahlt sie Rechnungen, erstellt den Jahresabschluss sowie die G+V-Bilanz. Sehr wichtig: Sie berechnet die Mitgliedsbeiträge und setzt sich für die pünktliche Überweisung der Gehälter an ihre Kolleginnen und Kollegen ein! Überhaupt – Geld ist ihre Welt: Die 1957 geborene Finanzkauffrau hat ihre Ausbildung in der Staatsbank absolviert. Spätere Stationen waren Buchhaltungen im Außenhandel, in der Chemiebranche und bei der legendären ORWO (Agfa des Ostens). Erholung vom Kontieren und Bilanzieren gibt's im eigenen Garten, dort erntet Elke Zühlke Kirschen, Äpfel und Gemüse. Nebenbei betreut sie als »Couchin« das DSW-Laufteam – wobei dessen eine oder andere Bestzeit ganz sicher auf ihr Konto geht. *jaw* → elke.zuehlke@studentenwerke.de

Foto: Kay Herschelmann

MEDIEN

Nachgelesen

Die goldenen Regeln

Das 10-seitige Heft (DIN A 5) gibt einen anschaulichen Überblick über die grundlegenden Hygieneregeln, die bei der Arbeit mit Lebensmitteln zu beachten sind. Kurz und knapp wird ihre Bedeutung erläutert und werden Themen wie Arbeitsbekleidung, Handhygiene, richtige Lagerhygiene sowie Reinigung und Desinfektion stichpunktartig dargestellt. Besonders für fachfremde Mitarbeiter/innen kann das Heft ein leicht verständlicher Einstieg in die Grundsätze der Lebensmittelhygiene sein. Für Betriebe mit Mitarbeitern/innen unterschiedlicher Herkunft sind die fremdsprachigen Ausgaben hilfreich. Die »goldenen Regeln« gibt es in acht Sprachen: Arabisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Polnisch, Russisch und Türkisch. *jf*

Die goldenen Regeln der Lebensmittelhygiene, Behr's Verlag,
1. Auflage 2008 → www.behr.de



Internet

Studilux.de – Magazin für akademische Bildung

Miete, Lebensmittel, Lehrmaterial, Studiengebühren, Semesterticket, Auslandsaufenthalte etc. – Studieren kostet Geld. Die Studienfinanzierung ist bei der Entscheidung für oder gegen ein Studium eine der wichtigsten zu klärenden Fragen. Bei den vielfältigen Anforderungen und Voraussetzungen den Überblick zu behalten, wird zunehmend schwieriger. Die Seite www.studilux.de bietet Hilfe. Die Informationen zum BAföG oder zu Unterhaltsansprüchen gegenüber den Eltern werden ebenso übersichtlich dargestellt wie die verschiedenen Kreditangebote. Dabei finden die Darlehenskassen der Studentenwerke neben Krediten privater Banken oder dem KfW-Studienkredit ihren Platz. Wer glaubt, es handelt sich bei studilux ausschließlich um die Vermarktung von Krediten, der irrt. Nicht umsonst ist das Bundesbildungsministerium Partner der Seite.



Auch Informationen zu Stipendien, Wohngeldansprüchen, Kindergeld, Jobben etc. sind aktuell und kompetent aufbereitet. Hier zeigt sich, dass die Betreiber der Seite als ehemalige Studierende die Bedürfnisse ihrer »Zunft« kennen. *we*
→ www.studilux.de

WIEDER WARME WORTE?

Rolf Dobischat erwartet mehr von den europäischen Bildungsministern



Rolf Dobischat,
Präsident des Deutschen
Studentenwerks

Erinnern Sie sich noch? 1999 starteten die europäischen Bildungsministerinnen und Bildungsminister eine Reform, die im deutschen Hochschulsystem keinen Stein auf dem anderen lassen sollte.

Bologna-Reform, Bologna-Prozess: Die Chiffre steht in Deutschland für den radikalen Umbau der Hochschulbildung. Bachelor, Master, Credit Points, Workload – darüber wird hierzulande mit Inbrunst gestritten und gezankt.

»Bologna« ist aber mehr als Bachelor und Master – es ist eine kühne Vision: 46 Staaten, das sind fast 20 mehr, als die EU Mitglieder hat –

46 Staaten schaffen einen einheitlichen Hochschulraum mit nahezu identischen Abschlüssen; bis zu 20 Millionen Studierende profitieren von einer noch nie gekannten Mobilität zwischen Bologna und Byalistok, zwischen Tampere und, sagen wir, Tiflis.

Das wussten und wollten die europäischen Bildungsminister, seit 1999. Was sie offenbar nicht anzuerkennen bereit waren: Diese 20 Millionen Studierenden brauchen nicht nur kompatible Studienmodule und -abschlüsse. Sie brauchen – Überraschung! – Geld, Essen, eine Bleibe, Beratung, manche vielleicht Kinderbetreuung.

Diese sehr menschlichen, sehr elementaren Bedürfnisse nennt man im Bologna-Jargon »soziale Dimension«. Im Jahr 2007, also acht Jahre nach Bologna, äußerte man sich auf europäischer Ebene erstmals dazu. »Wir setzen unsere Bemühungen fort, angemessene ‚Student Services‘ bereitzustellen«, versprachen die Bildungsminister damals.

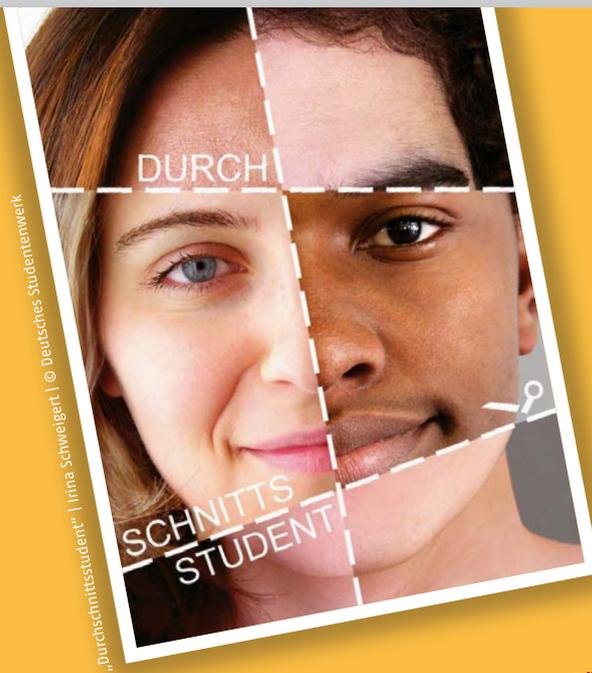
An dieses Versprechen werden wir sie im kommenden Monat erinnern, wenn in Belgien »nationale Aktionspläne« für die »soziale Dimension« aufgestellt werden.

Für mich ist klar: Die Pläne müssen sehr konkret sein und gangbare Wege aufzeigen, wie man die erträumte Mobilität der 20 Millionen Studierenden realisieren will. Ich erwarte von der Bologna-Nachfolgekonferenz in Leuven mehr als wieder nur warme Worte.

Der europäische Hochschulraum darf kein Traum bleiben. Das sind wir den europäischen Studierenden schuldig. Sonst wäre »Bologna« vor allem eins: eine vertane Chance.

rolf.dobischat@studentenwerke.de

»Die 20 Millionen Studierenden des europäischen Hochschulraums brauchen Geld, eine Bleibe, Essen und Beratung«



19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks

Jede/r 27. erhält im Mai einen Fragebogen.

**Mitmachen
mit Fakten +
überzeugen!**

**Keine Befragung
wie jede andere**
Fragen – Fakten – Folgerungen
rund ums Studium

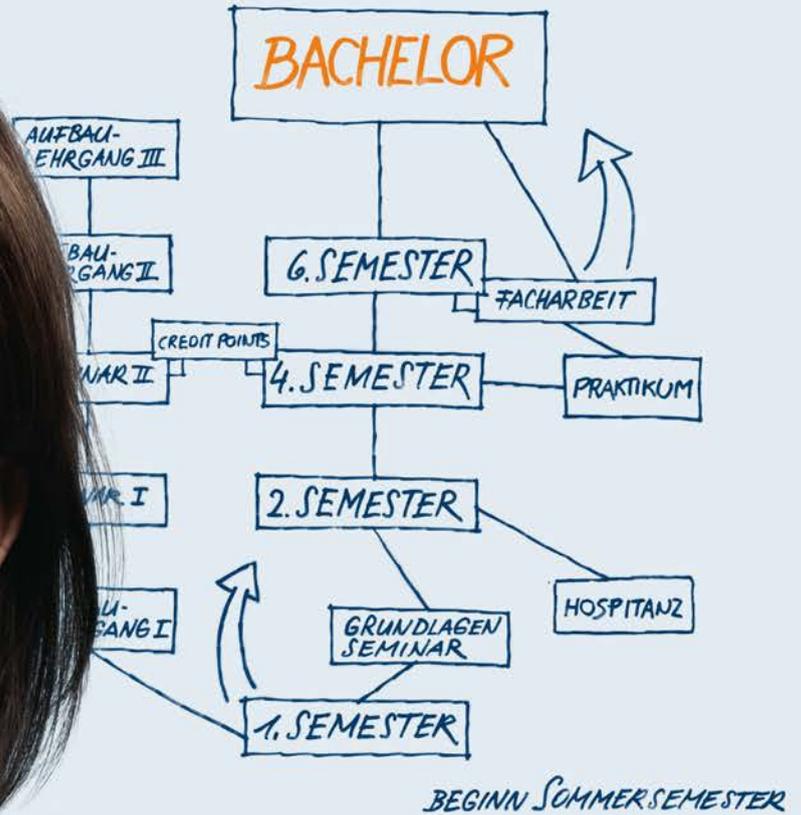
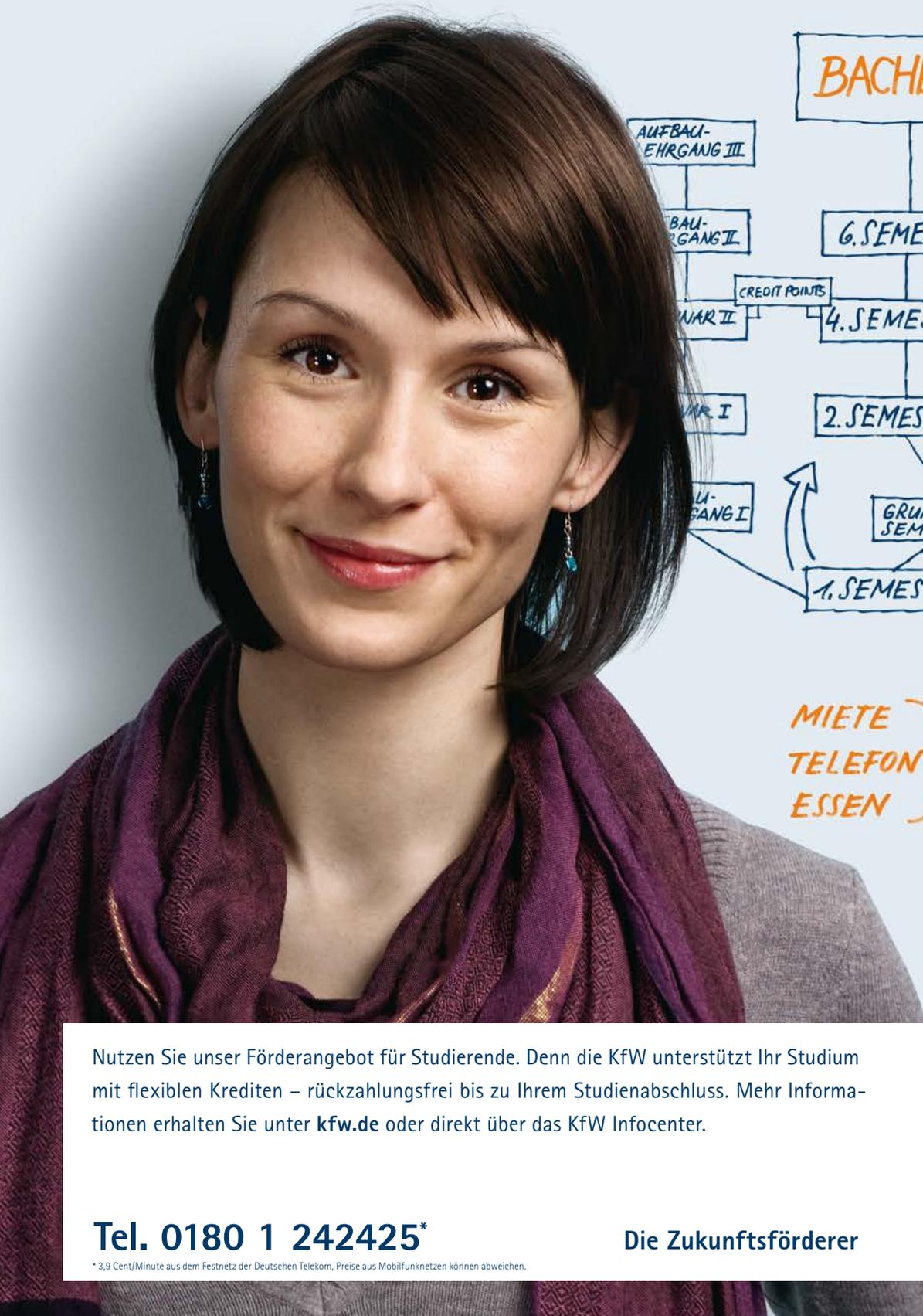
Wie leben Studierende heute? 

Studienerfolg 

Was lässt sich verbessern?

www.sozialerhebung.de

Sie suchen eine Finanzierungsquelle für Ihr Studium?



MIETE } FINANZBEDARF
TELEFON }
ESSEN }

Nutzen Sie unser Förderangebot für Studierende. Denn die KfW unterstützt Ihr Studium mit flexiblen Krediten – rückzahlungsfrei bis zu Ihrem Studienabschluss. Mehr Informationen erhalten Sie unter kfw.de oder direkt über das KfW Infocenter.

Tel. 0180 1 242425*

Die Zukunftsförderer